



KÖLNER UNIVERSITÄTSZEITUNG

Thema: Der Hochschulrat

Neue Impulse | S. 1 + 2

plus...

Im Gleichschritt

Gestörte Gehirnfunktionen | S. 3

Im Fokus

Interview zur Rentenpolitik | S. 4

Im Wandel

Das Geheimnis der Sahara | S. 5

Editorial

Seit gut hundert Jahren verleiht der schwedische König in Stockholm führenden Wissenschaftlern aus Physik, Chemie, Physiologie, Medizin und Literatur jährlich den Nobelpreis. Er gilt als die höchste wissenschaftliche Auszeichnung und wird am 10. Dezember, dem Todestag seines Stifters Alfred Nobel, vergeben.

Der schwedische Industrielle und Erfinder legte einst in seinem Testament fest, dass mit seinem Vermögen eine Stiftung gegründet werden solle, deren Zinsen „als Preise denen zugeteilt werden, die im verflossenen Jahr der Menschheit den größten Nutzen geleistet haben“. Vier Jahre nach seinem Tod wurde am 29. Juni 1900 die Nobel-Stiftung gegründet und ein Jahr später die ersten Preise verliehen.

Im Jahr 1950 erhielt erstmals ein Wissenschaftler der Universität zu Köln den Nobelpreis für Chemie: Kurt Alder erforschte die so genannte Dien-Synthese, eine chemische Reaktion, die bis heute bei der Herstellung von Kunststoffen, Pestiziden oder in der Erdöl-Chemie von Bedeutung ist.

Im vergangenen Oktober wurde dem deutsche Physiker Peter Grünberg für die Entdeckung des Riesmagnetwiderstands der Nobelpreis für Physik verliehen. Grünberg ist der Universität zu Köln seit vielen Jahren eng verbunden. Er habilitierte sich in Köln und hielt seit 1992 als außerplanmäßiger Professor bis zu seiner Emeritierung Vorlesungen. Die Universität ehrte ihn nun mit der Universitätsmedaille und verlieh Grünberg die Ehrendoktorwürde der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät.

Viel Spaß beim Lesen wünscht Ihnen Ihre

Merle Hettesheimer, Presse und Kommunikation, Universität zu Köln



Neue Impulse

Nun ist es amtlich: Seit dem 29. Mai hat die Universität zu Köln einen Hochschulrat. Ministerialrat Dr. Dietmar Möhler, Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie NRW, überreichte den Mitgliedern im Rahmen einer Feierstunde im Alten Senatssaal der Universität die Ernennungsurkunden.

Von Merle Hettesheimer

„Wir freuen uns, dass Sie sich dieser anspruchsvollen Aufgabe stellen und wünschen Ihnen dabei viel Erfolg“, erklärte Ministerialrat Möhler anlässlich der offiziellen Ernennung. „Die Universität zu Köln hat mit diesem Schritt ihre Handlungsfähigkeit und Beweglichkeit entscheidend gestärkt.“

Zehn Mitglieder hat der neue Hochschulrat der Universität zu Köln. Mindestens sieben Personen sollen von außerhalb der Universität kommen, mindestens zwei aus den Reihen der Universität zu Köln selbst. So sieht es die neue Grund-

ordnung vor, auf die sich der Senat im vergangenen Juni nach Beschluss des Hochschulfreiheitsgesetzes (HFG) festgelegt hat.

Der Senat bestätigte schließlich die Liste der Findungskommission, bestehend aus drei internen und sieben externen Mitgliedern. Sie alle bekleiden führende Positionen in Wissenschaft und Wirtschaft. Urs Würgler, Rektor der Uni Bern, ist beispielsweise im Hochschulrat der Kölner Universität vertreten, genauso wie die Generalsekretärin der Max-Planck-Gesellschaft Barbara Bludau. Dem Rat gehört auch Hermann-Josef Lamberti an, der in Köln BWL studiert hat und seit 1999 Mitglied im Vorstand der Deutschen Bank ist; außerdem Richard Pott, Vorstandsmitglied der Bayer AG. „Wir wollen die Universität zu Köln mit der Kompetenz und Führungserfahrung aus möglichst vielen Bereichen entscheidend nach vorne bringen“, erläutert Rektor Axel Freimuth die Wahl der Hochschulratsmitglieder.

Gremium zunächst für fünf Jahre bestellt

Für fünf Jahre ist das nach dem Hochschulgesetz des Landes NRW neu vorgesehene Gremium zunächst bestellt. Aufgabe des Hochschulrats ist, die Vernetzung mit anderen gesellschaftlichen Institutionen auszubauen und der Hochschule damit zusätzliche Impulse zu geben. Außerdem soll der Hochschulrat strategische Entscheidungen mitverantworten und Beratungsfunktion ausüben.

Ursula Peters, Hochschulratsmitglied aus den „eigenen Reihen“ ist von der fruchtbaren Zusammenarbeit im neuen Rat überzeugt: „Das gemeinsame Wirken von internen und externen Vertretern wird einen Tunnelblick vermeiden helfen“, glaubt die Professorin für Altgermanistik.

Das wird von anderer Seite durchaus kritisch gesehen. Kritische Stimmen sehen im neuen Hoch-

schulrat eine „Entdemokratisierung der Hochschulen“, weil zum Beispiel bisherige Möglichkeiten der studentischen Mitbestimmung wegfallen würden. Außerdem befürchten sie den wachsenden Einfluss wirtschaftlicher Interessen: „In der Hochschule sollte es um Forschung und Lehre gehen. Wenn da wirtschaftliche Interesse mit hineinspielen ist die Freiheit der Universität bedroht“, glaubt Sebastian Schweitzer, Vorstandsmitglied des Kölner AstA.

Bayern und Baden-Württemberg haben bereits einen Hochschulrat

Für die nordrhein-westfälischen Hochschulräte können auch die Erfahrungen anderer Bundesländer hilfreich sein. In Bayern gibt es das Gremium bereits seit 2006, wenn auch mit etwas anderen Funktionen. Auch die Hochschulen in Baden-Württemberg werden schon seit einigen Jahren durch einen Universitätsrat unterstützt.

Eine Studie im Auftrag der Hans-Böckler-Stiftung hat erste Erfahrungen mit Hochschulräten ausgewertet. Die Tätigkeit eines Hochschulrats sei im Kern eher die eines beratenden Aufsichtsrats, so Prof. Dr. Jörg Bogumil, einer der Verfasser der Studie: „Eine fundamentale Änderung in der Steuerung der Hochschulen, wie manche das befürchtet hatten, ist noch nicht eingetreten.“

Letztendlich wird entscheidend sein, dass es Universität und Hochschulrat gelingt, die neue Aufgabenverteilung im Sinne und zum Wohl der Universität einzusetzen.

■ MH, Presse und Kommunikation

Info

Der Hochschulrat ist ein neues Gremium an den Hochschulen in NRW. Die Einführung ist im Hochschulfreiheitsgesetz vorgeschrieben, das Anfang 2007 in Kraft getreten ist. Der Hochschulrat wählt die Mitglieder des Rektorats und kontrolliert dessen Geschäftsführung. Zum Rechenschaftsbericht und den Evaluationsberichten nimmt der Hochschulrat ebenso Stellung wie zu Angelegenheiten von Forschung, Lehre und Studium, die entweder die gesamte

Hochschule oder zentrale Gremien betreffen oder die von grundsätzlicher Bedeutung sind. Der Hochschulrat besteht nach Maßgabe der Grundordnung aus sechs, acht oder zehn Mitgliedern, die in verantwortungsvollen Positionen in der Gesellschaft, insbesondere der Wissenschaft, Kultur oder Wirtschaft tätig sind oder waren. Ferner regelt die Grundordnung, dass entweder sämtliche oder mindestens die Hälfte seiner Mitglieder Externe sind.

Rubriken

Thema	1
Meinung	3
Forschung & Lehre	3
Studierende	8
Welt der Hochschule	9
Personalien	14

die nächste Ausgabe
erscheint am
15. Oktober 2008





Thema

DIE MITGLIEDER DES HOCHSCHULRATS



Dr. Barbara Bludau, Juristin und Wissenschaftsmanagerin, geboren 1946, studierte Rechtswissenschaften in Göttingen, München, Bonn und Köln und promovierte 1974 an der Uni Bonn. Von 1976 bis 1980 war sie Beamtin im Landesdienst NRW. Nach der Geburt ihres Sohnes hatte Bludau von 1984 bis 1985 einen Lehrauftrag für öffentliches Recht an der Fachhochschule für Öffentliche Verwaltung in Köln. Im darauffolgenden Jahr war sie Leiterin der Abteilung der Allgemeinen Verwaltung und Vizepräsidentin des Polizeipräsidiums in Köln. In der Zeit von 1987 bis 1994 war sie Staatsrätin der Freien und Hansestadt Hamburg in den Ressorts Innen, Justiz und Wissenschaft und Forschung. Seit 1995 ist Bludau Generalsekretärin der Max-Planck-Gesellschaft.



Prof. Dr. Hans-Joachim Gehrke, geboren 1945, studierte von 1967 bis 1973 Geschichte und Klassische Philologie an der Georg-August-Universität Göttingen, wo er 1973 promovierte und von 1973 bis 1982 wissenschaftlicher Assistent war und sich 1982 habilitierte. Von 1982 bis 1984 lehrte Gehrke als Professor für Alte Geschichte an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, zwischen 1984 und 1987 als ordentlicher Professor an der Freien Universität Berlin. 1987 wurde Gehrke Ordinarius für Alte Geschichte an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg. Von 1999 bis 2005 war er Mitglied im Senat, im Kuratorium und im Hauptausschuss der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Am 11. Juli 2007 wurde Hans-Joachim Gehrke zum neuen Präsidenten des Deutschen Archäologischen Instituts gewählt.



Hermann-Josef Lamberti, geboren 1956, studierte Betriebswirtschaftslehre in Köln und Dublin und erlangte 1982 den Abschluss Diplom Kaufmann. Danach ging er nach Toronto, sammelte Erfahrung bei Touche Ross (heute: Deloitte Consulting) im Consulting und Audit, später bei der Frankfurter Niederlassung der Chemical Bank. Mitte der 80er Jahre wechselte er zu IBM, wo er verschiedene internationale Führungspositionen bekleidete und schließlich 1997 Deutschland-Chef wurde. Seit 1999 ist Herr Lamberti Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank AG, Frankfurt am Main. Als Chief Operating Officer ist er weltweit für Personal, Informationstechnologie, Abwicklung (ausgenommen Handelsgeschäfte gemäß MaRisk), Kosten- und Infrastrukturmanagement, Gebäude- und Flächenmanagement sowie Einkauf verantwortlich.



Prof. Dr. Ursula Peters, geboren 1944, studierte Germanistik, Romanistik und Philosophie und promovierte 1970 an der FU Berlin. Nach Assistententätigkeiten in Konstanz und Köln war sie ab 1974 wissenschaftliche Angestellte an der Universität Konstanz. Dort habilitierte sie sich im Jahr 1980. Von 1985 bis 1986 hatte sie eine Professur für Deutsche Sprache und Literatur des Mittelalters an der Universität Oldenburg inne. Im Wintersemester 1986 übernahm sie eine Professur für Ältere Deutsche Literatur an der RWTH Aachen. Seit dem Wintersemester 1994 ist Peters Professorin für Ältere Deutsche Sprache und Literatur an der Universität zu Köln. Prof. Peters war mehrere Jahre Mitglied in verschiedenen Gremien und Kommissionen der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), zuletzt von 1998 bis 2004 Mitglied des Präsidiums.



Dr. Richard Pott, geboren 1953, war nach seinem Studium der Physik von 1977 bis 1983 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität zu Köln. Pott promovierte im Jahr 1982 zum Dr. rer. nat. und begann seinen beruflichen Werdegang 1984 im Bereich Zentrale Forschung im Bayer-Werk Uerdingen. 1987 wechselte er in die Konzernverwaltung, zunächst als Organisationsberater im Bereich Unternehmensorganisation und ab 1989 als Strategie-Berater in der Strategischen Planung. Drei Jahre später übernahm Pott die Leitung der Abteilung Strategische Planung. Zum 1. Mai 1997 wurde er zum Leiter des Konzernbereichs Konzernplanung und Controlling ernannt, bevor ihm am 1. Juli 1999 die Leitung des Geschäftsbereichs Spezialprodukte übertragen wurde. Seit dem 1. Mai 2002 ist er Mitglied des Vorstands der Bayer AG und verantwortlich für Strategie und Personal, zudem ist er Arbeitsdirektor des Unternehmens.



Prof. Dr. Rolf Dobischat, geboren 1950, startete seine wissenschaftliche Karriere nach einer Lehre zum Industriekaufmann. 1964 bis 1967 erwarb er parallel zum Beruf die Hochschulreife. Nach dem Studium der Wirtschaftswissenschaften, Wirtschaftspädagogik und Sozialwissenschaften in Kassel, Marburg und Göttingen war er von 1978 bis 1991 als wissenschaftlicher Angestellter an den Universitäten Kassel, Karlsruhe und der FernUniversität Hagen tätig. Während seiner Studienzeit engagierte sich Dobischat Anfang der 1970er Jahre in der studentischen Selbstverwaltung. Er promovierte zum Dr. rer. pol. und habilitierte sich in Berufspädagogik mit dem Schwerpunkt Weiterbildung. Seit 1991 ist er Professor für Wirtschaftspädagogik an der Universität Duisburg. Von 2003 bis 2004 war Prof. Dobischat Vorsitzender der Gründungskommission der Universität Duisburg-Essen und ab 2004 wissenschaftlicher Direktor der »Ruhr Campus Academy (RCA)«. Am 31. Mai 2006 wurde Dobischat zum Präsidenten des Deutschen Studentenwerks gewählt. Er ist außerdem Vertrauensdozent der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Hans-Böckler-Stiftung.



Prof. Dr. Ulrich Preis, geboren 1956, studierte nach einer Banklehre Rechtswissenschaften in Regensburg und Köln. 1983 legte er sein erstes und 1987 sein zweites juristisches Staatsexamen ab. Er habilitierte sich 1992 und erhielt 1993 den Ruf an die Heinrich-Heine Universität Düsseldorf und FernUniversität/Gesamthochschule Hagen, wo er bis 2001 den Lehrstuhl für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht, Handelsrecht und Sozialrecht inne hatte. Von 1994 bis 1997 war er Dekan des Fachbereichs Rechtswissenschaft der FernUniversität Hagen. 1998 wurde er Direktor des neugegründeten Instituts für deutsches und europäisches Arbeits- und Sozialrecht. Im Jahr 2001 erhielt er den Ruf an die Universität zu Köln, wo er 2002 Direktor des Instituts für deutsches und europäisches Arbeits- und Sozialrecht und Lehrstuhlinhaber für Bürgerliches Recht, Arbeitsrecht und Sozialrecht wurde. Von 2005 bis 2008 war Prof. Dr. Preis Prodekan der Rechtswissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln.



Prof. Dr. Gerd Lehmkuhl, geboren 1948, legte 1973 das Medizinische Staatsexamen ab und promovierte im selben Jahr. Im Anschluss an seine einjährige Medizinalassistentenzeit im Klinikum der RWTH Aachen nahm er das Studium der Psychologie auf, welches er 1979 mit dem Diplom beendete. Nach seiner Approbation als Arzt im Jahr 1975 war er bis 1980 als Assistent an den Abteilungen Neurologie, Psychiatrie und Kinderheilkunde der RWTH Aachen und von 1980 bis 1988 als Assistent an der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik am Zentralinstitut für Seelische Gesundheit in Mannheim tätig. Im Jahr 1986 wurde Prof. Dr. Lehmkuhl habilitiert. 1987 bekam er den Ruf als Universitätsprofessor für das Fach Kinder- und Jugendpsychiatrie an die Universität zu Köln, wo er 1988 zum Direktor der Klinik und Poliklinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie der Universität zu Köln ernannt wurde. Er ist Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat Psychotherapie der Bundesärztekammer.



Prof. Dr. Urs Würgler, geboren 1945, studierte Mathematik, Physik und Philosophie an der Universität Bern. Ende 1969 promovierte er zum Dr. phil. nat. mit einer Arbeit aus dem Gebiet der algebraischen Topologie. Ab 1970 war er Assistent und Oberassistent am Mathematischen Institut der Universität Bern. In den Jahren 1972 bis 1974 war er als wissenschaftlicher Assistent an der Universität Heidelberg tätig. Im Januar 1975 folgten die Habilitation an der Phil.-Nat. Fakultät der Universität Heidelberg (Lehrgebiet: Mathematik) und verschiedene Auslandsaufenthalte. Ab 1. Oktober 1979 seit er Professor für Mathematik an der Universität Bern, zwischen 1994 und 2000 war er Geschäftsführender Direktor des Mathematischen Instituts der Universität Bern. Prof. Dr. Würgler war von 1996 bis 2001 Sekretär, Vizepräsident und Präsident der Schweizerischen Mathematischen Gesellschaft und außerdem mehrere Jahre Mitglied des Stiftungsrats des Schweizerischen Nationalfonds. 1991 bis 1993 übernahm er das Amt des Dekans der Phil.-Nat. Fakultät. Seit Oktober 1996 wirkte er als Vizepräsident, seit dem 1. September 2005 als Rektor der Universität Bern.



Prof. Dr. Andreas Radbruch, geboren 1952, legte 1976 sein Diplom im Fach Biologie ab und promovierte 1980 zum Dr. rer. nat.. Bis 1982 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und von 1982 bis 1988 Hochschulassistent am Institut für Genetik der Kölner Universität. Nach seinem Forschungsaufenthalt im Jahr 1987 an der Universität von Alabama in Birmingham habilitierte er 1988 an der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität zu Köln. Von 1988 bis 1989 hatte Prof. Dr. Radbruch eine Bayer-Dozentur am Institut für Genetik der Universität zu Köln inne. Von 1990 bis 1998 war er Professor für Genetik und Immunologie an der Universität zu Köln. Seit 1996 ist Andreas Radbruch wissenschaftlicher Direktor des Deutschen Rheuma-Forschungszentrums Berlin, und seit 1998 ist er Professor für Experimentelle Rheumatologie (C4-Stiftungsprofessur) an der Medizinischen Fakultät der Humboldt-Universität zu Berlin (Charité).

Meinung

Sind Frauen die besseren Mediziner?

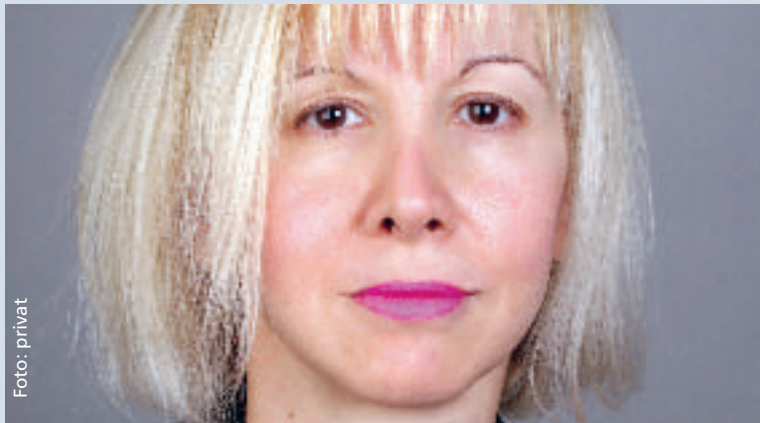


Foto: privat

Hängt die Versorgungsqualität eines Patienten davon ab, ob sein behandelnder Arzt eine Frau oder ein Mann ist? Obgleich diese Frage nie im Zentrum der Versorgungsforschung stand, ist sie doch seit langem kontrovers diskutiert worden. Sie gab unserem Team an der Klinik II und Poliklinik für Innere Medizin der Universität zu Köln Anlass, ein Register von mehr als 50.000 Patientinnen und Patienten mit Diabetes mellitus Typ 2 daraufhin zu untersuchen. Diese Patienten wurden deutschlandweit von mehr als 3.000 niedergelassenen Ärztinnen und Ärzten versorgt, wobei die Gebietsbezeichnungen repräsentativ auf Allgemeinärzte, Internisten und einige Diabetologen verteilt waren.

Die Ergebnisse sprechen eine überaus eindeutige Sprache: in vielen Bereichen schnitten die Ärztinnen wesentlich besser ab als ihre männlichen Kollegen. Die Patienten der weiblichen Mediziner erhielten mehr Diabetesschulungen und erreichten häufiger die objektiv messbaren Therapieziele, sei es beim Blutzucker, beim Blutdruck oder bei den Blutfetten – alles wesentliche Faktoren zur Vermeidung von Organkomplikationen oder vorzeitigem Tod. Und darüber hinaus, all diese Ergebnisse waren unabhängig davon, ob die Patienten Männer oder Frauen waren: beide erhielten die bessere Behandlung.

Wie lassen sich diese Unterschiede erklären? Zahlreiche Gründe sind denkbar. Es ist bekannt, dass die Wege der Entscheidungsfindung bei Ärztinnen und Ärzten unterschiedlich sind, unabhängig vom Patientengeschlecht. Beispielsweise erhalten die Patienten von männlichen Ärzten häufiger Herzkatheter nach akutem Myokardinfarkt im Vergleich zu den Patienten von Ärztinnen. Auf der anderen Seite wurde gezeigt, dass Ärztinnen den präventiven Maßnahmen eine größere Bedeutung beimessen und die Arzt-Patienten-Beziehung anders geartet sein kann. Das, was man eine partizi-

patorische Entscheidungsfindung nennt, also das partnerschaftlich-teilnehmende Einbeziehen des Patienten in den gesamten Diagnostik- und Therapieprozess, könnte bei Ärztinnen deutlicher ausgeprägt sein. Gerade der Diabetes mit seinen Auswirkungen auf die gesamte Lebensführung ist ein Beispiel für die Wichtigkeit der partnerschaftlichen Einbeziehung des Patienten in Therapieentscheidungen.

Obgleich Untersuchungen gezeigt haben, dass Ärztinnen und Ärzte in der Sprechstunde dieselbe Zeit mit ihren Patienten verbringen, verbringen sie diese Zeit offensichtlich mit unterschiedlicher Gewichtung. Ärztinnen legen ihre Schwerpunkte mehr auf Aufklärung und Beratung, wohingegen Ärzte eher Untersuchungen durchführen und Therapien erklären. Ärztinnen zeigen mehr Empathie, positive Zuwendung und Bildung von Partnerschaft als ihre männlichen Kollegen. Diese Eigenschaften sind bei der Behandlung von Patienten mit vielen chronischen Erkrankungen essentiell, da von der Therapietreue häufig das langfristige Behandlungsergebnis abhängt.

Frauen sind wahrscheinlich nicht „die besseren Ärzte“, aber es ist nicht auszuschließen, dass die „weibliche Heilkunst“ in manchen Situationen die besseren Ergebnisse hervorbringt. Dies hat zumindest unsere Kölner Studie zur Versorgungsqualität von Diabetikern gezeigt. Zuhören, Zuwendung und ein partnerschaftlicher Kommunikationsstil bringen vielleicht manchmal mehr als Laboruntersuchungen. Und sie sind zudem noch billiger!

■ Prof. Dr. Ioanna Gouni-Berthold ist Oberärztin an der Medizinischen Klinik II und Poliklinik für Innere Medizin der Universität zu Köln, wo sie neben der klinischen Tätigkeit Therapie- und Versorgungsforschung auf den Gebieten Diabetes und Fettstoffwechsel betreibt.

Forschung und Lehre

Wenn das Gehirn nicht mehr richtig „tickt“

Professor Tassilo Küpper referiert über mathematische Modellierungen neuronaler Prozesse

Das Gehirn ist ein komplexes Organ: In jeder Sekunde schießen Millionen von winzig kleinen elektronischen Entladungen durch die Nervenzellen des Gehirns, die einen permanenten Strom von Botschaften übertragen. Dabei kann jede Nervenzelle mit tausenden von anderen Nervenzellen verbunden sein, die Motorik, Gleichgewichtssinn, Sprache und Erinnerungsvermögen regulieren. Das Gehirn muss dabei mit einer enormen Datenmenge zurecht kommen und das Verhalten in einer ständig wechselnden Umgebung steuern. Alltägliche Routine für ein gesundes Gehirn – für ein krankes allerdings nicht.

Von Marisa Roczen

Altrektor Professor Dr. Tassilo Küpper erläuterte in seinem Vortrag „Wenn das Gehirn aus dem Takt kommt“ zum Jahr der Mathematik, wie neuronale Prozesse durch mathematische Modelle erklärt werden können – ein vielversprechender Beitrag zur Hirnforschung.

Die Hirnforschung hat sich in Deutschland zu einer stark geförderten Forschungsrichtung entwickelt. Ihr Ziel ist es, ein besseres Verständnis der Funktionsweise des Gehirns zu gewinnen und auf dieser Basis Therapien für neuronale Krankheiten wie z.B. Epilepsie und Parkinson entwickeln zu können. Mathematische Modelle bilden dabei die Forschungsgrundlage: „Bei Epilepsie oder Parkinson tritt ein synchrones Zusammenwirken verschiedener Zellkomplexe auf, das sich mathematisch als Regelkreis darstellen lässt“, stellt Professor Küpper heraus. „Die dahinter stehenden Differential-Gleichungssysteme geben Aufschluss über mögliche Mechanismen, die bei neuronalen Populationen pathologische Synchronisation hervorrufen können.“

Was passiert in neuronalen Netzwerksystemen?

Im menschlichen Gehirn nehmen bis zu 100 Milliarden Nervenzellen Informationen auf und verarbeiten sie weiter. Doch was passiert in solch komplexen neuronalen Netzwerksystemen? „Bei krankhaften Zellkomplexen kann es zu einer unerwünschten Selbstorganisation kommen“, erläutert Küpper. „Die Zellen werden dazu gedrängt, sich zu synchronisieren.“ Bei einem epileptischen Anfall z.B. ist zu beobachten, dass die Zellen Impulse im gleichen Takt senden, was unter anderem zu dem krankheitstypischen Zittern der Gliedmaßen führt.

Kölner Neurologe erhielt 2005 Zukunftspreis für Hirnschrittmacher

„Die unerwünschte Synchronisation der Nervenzellen kann jedoch aufgehoben werden“, führt Küpper an und verweist dabei auf die Professoren Dr. Volker Sturm und Dr. Peter Tass, die 2005 den Erwin-Schrödinger-Preis für die Entwicklung eines neuen Verfahrens zur Hirnstimulation bei Parkinson-Erkrankten erhielten. Mit Hilfe eines Hirnschrittmachers, der einzelne elektrische Impulse an spezifische Gruppen von Nervenzellen weitergibt, ist es seitdem möglich, die Krankheit positiv zu beeinflussen und das Zittern der Patienten zu reduzieren. Das Besondere dabei sei, dass die Nervenimpulse nicht wie herkömmlich unterdrückt sondern aus dem Takt gebracht werden.

Wann ist Synchronisation erwünscht und wann nicht?

Synchronisation kann jedoch nicht nur im menschlichen Organismus gefährlich werden: Im Jahr 2000 geriet die Londoner Millennium Bridge bei ihrer Einweihung durch die Fußgänger derart in Schwingung, dass sie für einige Zeit gesperrt werden musste.

„Anders verhält es sich mit dem Herzrhythmus und der Atemfunktion“, erläutert Küpper und macht damit auf die Synchronisationsprozesse im menschlichen Körper aufmerksam, die den normalen Funktionen entsprechen.

Mathematische Modellierung auch von psychischen Erkrankungen

Die bisherigen Erkenntnisse legen es nahe, diese (mathematischen) Ansätze auch für die Erforschung von psychischen Erkrankungen zu verwenden. In Kooperation mit der Kölner Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie hat das Mathematische Institut ein neues Forschungsprojekt ins Leben gerufen: „Das Ziel ist herauszufinden, ob Synchronisation auch bei Krankheiten wie Schizophrenie eine zentrale Rolle spielt“, so Küpper. „Obwohl die Forschung in diesem Bereich noch am Anfang steht, erhoffen wir uns auch dort langfristig erfolgreiche Einsatzmöglichkeiten.“

■ Marisa Roczen ist freie Journalistin in Köln.

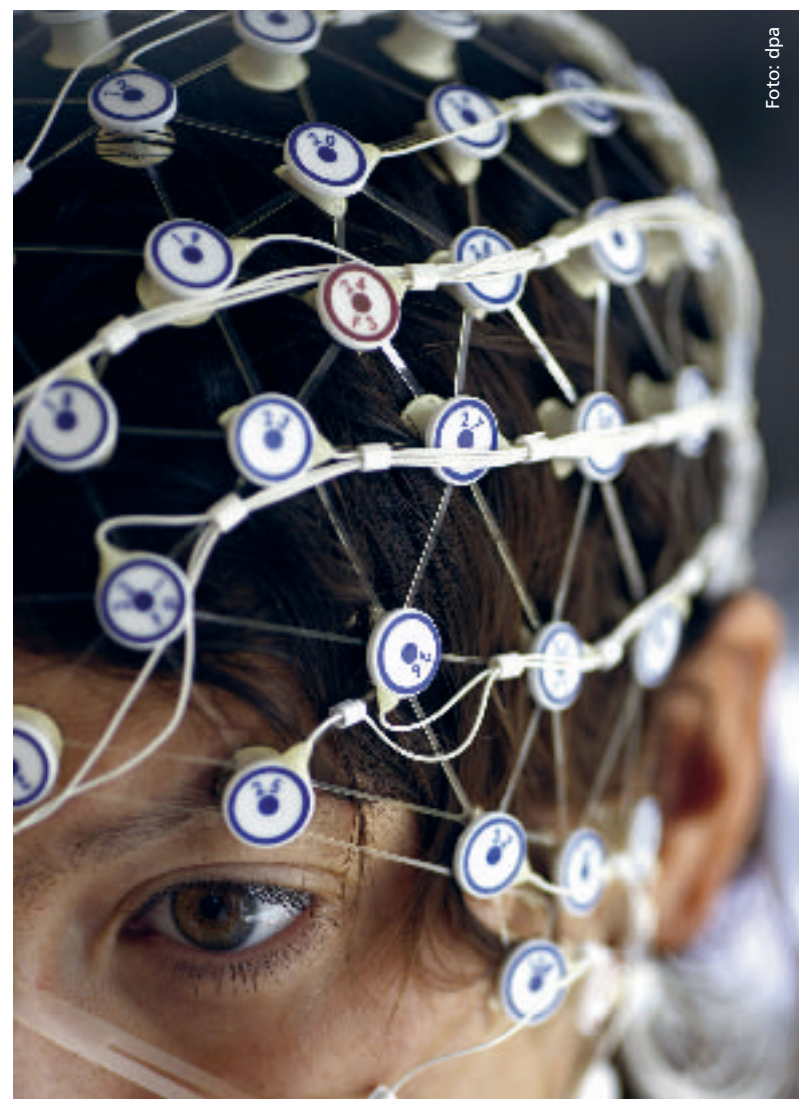
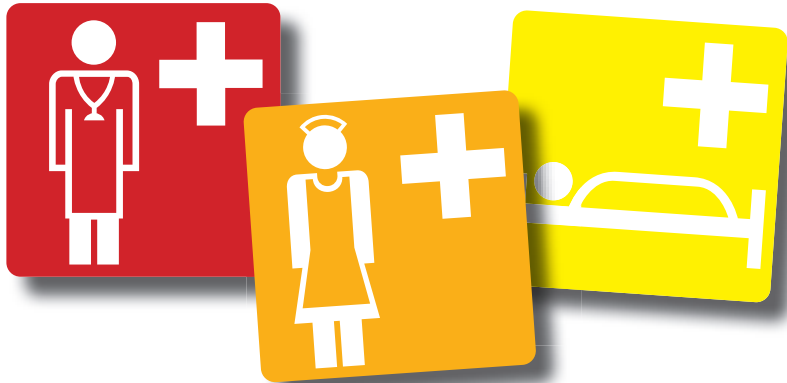


Foto: dpa



Forschung & Lehre



Wer soll das bezahlen?

Symposium zum Pflegebedarf

Am 25. April 2008 stimmte der Bundesrat der Novellierung der Pflegeversicherung zu. Das sogenannte Pflegeversicherungsweiterentwicklungsgesetz beendete damit vorerst eine Debatte, die jahrelang geführt wurde und um die Frage kreiste, wie der stetig wachsende Pflegebedarf in Deutschland in Zukunft zu finanzieren sei.

Von Christoph Wanko

Einen Tag zuvor, am 24. April 2008, trafen sich in Köln auf Einladung der Deutschen Arbeitsgemeinschaft Statistik (DAGStat) Experten unterschiedlicher wissenschaftlicher Disziplinen sowie Spezialisten aus der Wirtschaft. Hätten die Politiker einen Tag vor ihrer Entscheidung die Experten um ihre Meinung zum Gesetzentwurf gebeten: Die Antwort wäre deutlich ausgefallen.

Zu Beginn des Symposiums zeigte der Kölner Demographie-Experte, Professor Eckart Bomsdorf, dass die Entwicklung in Deutschland darauf hinauslaufe, dass die deutsche Bevölkerung bis ins Jahr 2050 auf 72 Millionen geschrumpft sein werde. Der Rückgang der Bevölkerung allein sei allerdings nicht das Problem. Als viel gravierender beschrieb Bomsdorf die Tatsache, dass das Verhältnis zwischen Jungen und Alten sich extrem verschieben werde. Die Anzahl der Pflegebedürftigen wird sich seiner Einschätzung nach bis zum Jahr 2050 mehr als verdoppelt haben. Und da hilft auch Zuwanderung nicht. Selbst wenn pro Jahr bis zu 300.000 junge Ausländer zuwandern würden, könnte das die Überalterung und

die Schrumpfung der Bevölkerung zwar verlangsamen aber keinesfalls verhindern. Das vom Bundesrat ratifizierte Gesetz stellt seiner Meinung nach daher keine Reform der Pflegeversicherung dar. Bomsdorf schlägt stattdessen einen „Demographiefonds“ als Problemlösung vor. Er geht davon aus, dass das gerade verabschiedete Gesetz nicht, wie von den Politikern vorgegeben, bis 2050, sondern bestenfalls bis 2015 trage.

Wie alt werden „die Alten“?

Das Verhältnis von jungen und alten Bevölkerungsteilen ist nicht der einzige Faktor, der bei der Frage nach der zukünftigen Finanzierung der Pflege zu berücksichtigen ist. Zentral ist außerdem die Tatsache, wie alt „die Alten“ werden. Daher betonte Professor Reiner Hans Dinkel in seinem Beitrag die Rolle der stetig steigenden Lebenserwartung. Dabei wurde in seinem Vortrag deutlich, dass die Altersentwicklung in Deutschland maßgeblich davon abhängt, wie viele Menschen in Zukunft an Herz-, Kreislauf- und Gefäßerkrankungen sterben werden. Diese Tatsache sei erstens mit der Entwicklung der Medizintechnik verwoben, zweitens aber auch mit der Frage, wie die zukünftigen Alten mit den bekannten Risikofaktoren wie Rauchen, Bewegungsmangel und Fettleibigkeit umgehen werden.

Pflege in den Familien

Ein weiterer Faktor, der die Kosten der Pflege in Zukunft beeinflussen wird, ist der Umstand, wo und von wem in Zukunft gepflegt wird. „Aktuell findet Pflege häufig noch im familiären Kontext statt“, so Dinkel. „Das heißt aber auch, wie pflegebedürftig diese Menschen wirklich sind, darüber wissen wir bisher gar nichts. Vermutlich wird in Zukunft weniger in der Familie gepflegt.“ Dafür spricht auch schlicht die Tatsache, dass im Gegensatz zu den jetzigen Alten viele zukünftige Alte keine Nachkommen in die Welt gesetzt haben.

Bessere Vorsorge bei Altersdiabetes und Bluthochdruck

Dr. Adam Gondos vom Deutschen Krebsforschungszentrum in Heidelberg ist Epidemiologe und beschäftigt sich mit Faktoren, die zu Gesundheit oder Krankheit von ganzen Bevölkerungen beitragen. Er zeigte in seinem Vortrag auf, bei welchen Krankheiten durch frühere und bessere Behandlung der Pflegebedarf verringert werden kann. Seine These: Durch bessere Vorbeugung, Diagnose und schließlich Behandlung der Krankheiten Altersdiabetes und Bluthochdruck ist eine erhebliche Kostenersparnis im Pflegebereich möglich. Denn gerade diese beiden Krankheiten, führen im Alter zu multiplen Folgeerkrankungen

und daher zu sehr hohen Pflegekosten.

Kann man die Pflegekosten versichern?

Über Möglichkeiten, die Kosten der Pflege abzudecken, sprachen schließlich zwei Vertreter der Versicherungswirtschaft. Roland Weber, Vorstandsmitglied der Debeka, präsentierte ein Versicherungsmodell zur nachhaltigen Finanzierung der sozialen Pflegeversicherung. Weber wies nach, dass die durch die größere Anzahl von Alten künftig entstehenden Kosten durch eine kapitalgedeckte Versicherung dauerhaft getragen werden können – vorausgesetzt man fange jetzt damit an. Peter Parketny, Barmer Ersatzkasse, unterstrich die Bedeutung der Prävention und stellte konkrete Programme vor, um die Zahl der behinderungsreichen Lebensjahre zu verlängern.

Professor Mosler bemerkte in der Schlussdiskussion: „Die demographischen Veränderungen in Deutschland sind nicht mehr zu übersehen. Wir brauchen jedoch noch sehr viel mehr Daten und statistische Untersuchungen über die künftige Morbidität und Mortalität, um die auf uns zukommenden Risiken abschätzen und ihre Kosten absichern zu können.“

■ Christoph Wanko ist freier Wissenschaftsjournalist in Köln.

Interview

Von der populistischen zur nachhaltigen Rentenpolitik

In einer alternden Gesellschaft wird das Gewicht der Rentner auf der Waagschale der Politik immer größer. Und doch setzen sich nur wenige Forscher mit der Frage auseinander, wie die demografische Entwicklung die Politik verändert. Politikwissenschaftler Dr. Achim Goerres ist einer der wenigen. Im Interview mit der Kölner Universitätszeitung erläutert er, warum Politiker der Versuchung widerstehen sollten, aus wahltaktischen Gründen eine rentnerfreundliche Politik zu betreiben.

Die große Koalition hat die Renten erhöht, um sich bei der Bundestagswahl 2009 die Stimmen der Rentner zu sichern. Steuern in Zukunft die Rentner die Geschenke der Demokratie, wie der ehemalige Bundespräsident Roman Herzog voraussagte?

Dr. Goerres: Bei älteren Menschen ist die Wahrscheinlichkeit höher, dass sie ihre Stimmen abgeben. Deshalb ist es in einer Demokratie natürlich, dass Politiker versuchen, diese Wählerstimmen für sich zu gewinnen. Die Gemeinsamkeit, dass eine Gruppe von Wählern Rente bezieht, determiniert ihre Wahlentscheidung allein noch nicht. Wie Roman Herzog von einer „Rentner-

demokratie“ zu sprechen, in der die älteren die jüngeren Menschen ausplündern, halte ich daher für eine Vereinfachung. Auch wenn bei der Bundestagswahl 2009 die Hälfte der Wähler, die tatsächlich von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen, älter als 50 Jahre alt sein wird.

In Zukunft repräsentieren die Rentner die Mehrheit der Wähler. Hat das denn keine Auswirkungen auf die Politik?

Dr. Goerres: Ob es einen Gegensatz zwischen älteren und jüngeren Wählern gibt, ist eine sozialwissenschaftliche Frage. Es gibt zwar Unterschiede bei den Wahlentscheidungen jüngerer und älterer Wähler. Wahlentscheidend ist aber vielmehr, welcher Generation jemand angehört. Die gegenwärtige Gruppe der Rentner votiert noch stark für CDU/CSU. Das liegt aber daran, dass die CDU/CSU in der Ära Adenauer und Erhard sehr dominant war: Sie konnte die damaligen Erstwähler, die heutigen Rentner, mit ihrer politischen Stärke einfangen. Die durch Willi Brandt und seine Regierungsmannschaft beeinflussten Erstwähler, die jetzt ins Rentenalter vorrücken, sind eher sozialdemokratisch geprägt. Durch Wahlgeschenke wie

Rentnerhöhungen werden Politiker das Wahlverhalten dieser Gruppen nicht einfach manipulieren können. Hier liegt eine Fehlannahme von Seiten der Politiker vor.

Heerschen von Beratern stehen im Dienst der Bundesregierung. Warum sollte die Regierung einer Fehlannahme unterliegen?

Dr. Goerres: Wenn Sie mit Soziologen und Politikern diskutieren, kommen Sie rasch zu dem Punkt, festzustellen: Eine fest umrissene Rentnergruppe mit einheitlichen politischen Interessen gibt es nicht. Genauso wenig wie es einen Generationenkonflikt gibt. Eine Reihe soziologischer Studien belegt, dass innerhalb der Familien vielfältiger Transfer zwischen den Generationen stattfinden: Eltern sorgen für ihre Kinder, Großeltern für die Kindeskinder etc. In den Familien finden Sie eine intensiv gelebte Solidarität vor. Es wäre daher völlig inkonsequent, wenn die ältere Generation sich anlässlich einer Bundestagswahl von der jüngeren entsolidarisieren würde.

Wie erklären Sie sich, dass die Regierung wichtige sozialwissenschaftliche Ergebnisse ignoriert?

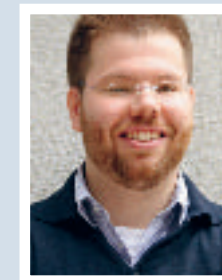
Dr. Goerres: Ich glaube sicher,

dass sie diese Ergebnisse kennt. Aus Dummheit verteilen sie sicherlich keine Wahlgeschenke. Als Politiker hat man jedoch immer ein hohes Risiko, bei den nächsten Wahlen nicht wiedergewählt zu werden. Gerade für einen Spitzenpolitiker lohnt es sich also durchaus, auf Nummer sicher zu gehen und im Hinblick auf die jetzigen Rentner nichts falsch zu machen – anstatt für zukünftige Generationen mehr richtig zu machen. Hinzu kommt, dass in Deutschland und anderen europäischen Ländern die Politiker verunsichert sind, weil die Volatilität der Wähler zugenommen hat.

Wie kann man unter diesen Bedingungen denn eine alternative, weniger populistische Rentenpolitik gestalten?

Dr. Goerres: Parteien sollten versuchen, eine generationen ausgewogene Politik in ihren Wahlprogrammen in den Vordergrund zu stellen. Gerade mit einer nachhaltigen und die Generationen ausgleichenden Politik können sie Wahlen gewinnen. Häufig werden den Wählern Zusammenhänge in der Rentenpolitik nicht verständlich gemacht. Die jetzigen Rentner und diejenigen, die bald in Rente gehen, brauchen die kurzfristige Sicherheit: Wie viel Geld steht mir im Rahmen meiner Rentenversicherung zu? Jüngere Wähler die erst in einigen Jahrzehnten in Rente gehen, brauchen langfristige Planungssicherheit. Die Menschen

können Reformen wie die Riester-Rente nur dann verstehen und sich auf sie einstellen, wenn sie langfristig bestehen bleiben.



Zur Person: Politikwissenschaftler Dr. Achim Goerres, erforscht den Einfluss alternder Gesellschaften auf die Politik in europäischen Demokratien. Goerres ist seit April 2008 akademischer Rat auf Zeit am Lehrstuhl für Empirische Sozial- und Wirtschaftsforschung der Universität zu Köln. Er promovierte 2006 an der London School of Economics and Political Science und verbrachte danach zwei Jahre als Stipendiat am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung. Seine überarbeitete Dissertation erscheint Anfang 2009 als Buch „The Political Participation of Older People in Ageing Europe“ bei Palgrave Macmillan.

■ Das Interview führte Arnd Zickgraf, freiberuflicher Journalist für Bildung und Wissenschaft in Bonn.



Forschung & Lehre



Foto: U. George

Der Yoa-Salzsee von Ounianga Kebir im entlegenen Nordost-Tschad wird ausschließlich von fossilem Grundwasser aufrechterhalten. Von dem Schlauchboot erfolgte im Januar 1999 die erste Sondierung, welche den Nachweis eines höchstauflösenden Klimaarchivs erbrachte.

Als die Wüste noch eine prächtige Baumsavanne war...

Kölner Forscher lüften das Geheimnis um die Austrocknung der Sahara

Flusspferde, Elefanten und Antilopen wandern durch die prächtig blühende Baumsavanne der Sahara; Menschen siedeln sich an und nutzen die günstigen Lebensbedingungen – das war vor 10.000 Jahren. Doch dann begann der Klimawandel und das Paradies vertrocknete. Dass dies nicht so plötzlich passierte, wie bisher allgemein angenommen, zeigen neueste Klima- und Umweltdaten aus der Sahara.

Von Marisa Roczen

Das Kölner Forscherteam um Dr. Stefan Kröpelin konnte die letzten 6.000 Jahre bis auf einzelne Jahreszeiten genau rekonstruieren und damit erstmals den lückenlosen Nachweis erbringen, dass die Sahara ihre Fruchtbarkeit langsam und kontinuierlich verloren hat. Mit diesen Ergebnissen zierten sie den Titel der renommierten Wissenschaftszeitschrift „Science“.

Bislang hatten Wissenschaftler vermutet, dass die Sahara schlagartig austrocknet ist. „Eine völlig abwegige Vorstellung, die wir nun definitiv widerlegen konnten“, so Kröpelin, Klimaforscher und Geoarchäologe der Forschungsstelle Afrika des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität zu Köln. Denn dieser Mythos beruhe lediglich auf der Interpretation von Bohrkernen, die aus dem Meeresbo-

den südlich der Kanarischen Inseln entnommen wurden. Entscheidend seien aber vielmehr die Daten, die auf dem bewohnbaren Festland gewonnen wurden, betont Kröpelin.

Stattdessen fanden die Wissenschaftler heraus, dass das Land seit der „grünen Sahara-Zeit“ von vor 10.500 bis 5.500 Jahren Schritt für Schritt austrocknet ist.

Ihre Erkenntnisse über das kontinuierliche Austrocknen der Sahara haben Kröpelin und sein internationales Forscherteam aus dem 4 km² großen Yoa-See in der Oase von Ounianga Kebir (Nordost-Tschad) gewonnen. Dieses bis heute wissenschaftlich kaum bekannte Gebiet der Sahara gilt als schwer zugänglich und ausgesprochen gefährlich.

Yoa-See im Tschad ist wertvolles Klimaarchiv

Doch das Ziel ist den Forschern das Risiko und die mühsame Anreise wert. Denn der 26 Meter tiefe Salzwassersee fungiert als einziger geologischer Zeuge dafür, wie die Sahara zur Wüste wurde. Seine jahrtausende alte Existenz verdankt der Yoa-See dem Regen – der vor über 5.000 Jahren fiel. Er gehört zu den wenigen Seen, die im nördlichen Tschad das raue Wüstenklima überlebt haben. Ihre Existenz verdanken

sie einem riesigen Grundwasserspeicher, der während der Feuchtzeit das letzte Mal aufgefrischt wurde. Gegenwärtig verdunstet der Yoa-See so viel Wasser wie die Stadt Köln verbraucht. Dabei senkt sich der Wasserspiegel jährlich um etwa sechs Meter. Der See wäre nach wenigen Jahren völlig austrocknet, würde er nicht durch das ausströmende Grundwasser ständig nachgefüllt.

Genauere Rekonstruktion der Wüstengeschichte möglich

Von einer improvisierten Bohrplattform aus Schlauchbooten konnte in dem Seeboden ein neun Meter langer Sedimentkern gezogen werden, der während der letzten 6.000 Jahre entstanden ist. „Die Besonderheit liegt darin, dass wir damit zum ersten Mal auch Klimainformationen über die letzten 3.500 Jahre bekommen, was mangels geeigneter Ablagerungen nirgends sonst in der größten Wüste der Erde möglich ist“, betont Kröpelin. Schon die erste Testbohrung im Januar 1999 offenbarte das hohe klimageschichtliche Potenzial der Ablagerungen, die eine bis auf die Jahreszeiten genaue zeitliche Auflösung erkennen ließen. „Der See bietet damit ein zumindest für Nordafrika einzigartiges Klima-

archiv, welches fein geschichtete Sedimente angesammelt hat, die sich wie Baumringe lesen lassen.“

Jedes Jahr wachsen die Sedimentschichten um gut einen Millimeter. Die darin verewigten Pollen, Sporen und Staubpartikel zeigen deutlich, wie sich die Vegetationsdecke geändert hat. Die Untersuchungen lassen eine erstaunlich genaue Rekonstruktion der Geschichte der Sahara zu: Es begann vor rund 5.500 Jahren. Erst verschwanden die Bäume, dann die Grassavanne und mit ihr schließlich die Säugetiere und der Mensch. Mit dem Ausbleiben des Monsuns veränderte sich auch das Klima: Im Zeitraum von 3.000 Jahren wurde der Regen immer seltener und blieb schließlich ganz aus. „Die heutige hyperaride und praktisch menschenleere Extremwüste gibt es seit ungefähr 2.700 Jahren“, weiß Kröpelin.

Daten erklären globalen Klimawandel

„Selbstverständlich darf man bei einer Region größer als Australien nicht zu sehr verallgemeinern“, gibt Kröpelin zu. Dennoch glaubt der Afrika-Experte an die Gültigkeit der Ergebnisse für einen Großteil der Sahara. „Denn immerhin ist sie einer der einheitlichsten Landschaftsgürtel der Erde.“

Mit einer weiteren Bohrung im nächsten Jahr möchten die Forscher noch tiefer vordringen, um die gesamten 12.000 Jahre der Nacheiszeit, und womöglich sogar noch frühere Klimaschwankungen, exakt rekonstruieren zu können. Kröpelin ist sich sicher: „Solche vollständigen Klimaarchive bieten die einzige Möglichkeit, die Auswirkungen des globalen Klimawandels in Vergangenheit und Gegenwart zuverlässig zu klären und damit Klimamodelle für die Zukunft verbessern zu helfen.“

■ Marisa Roczen ist freie Journalistin in Köln.

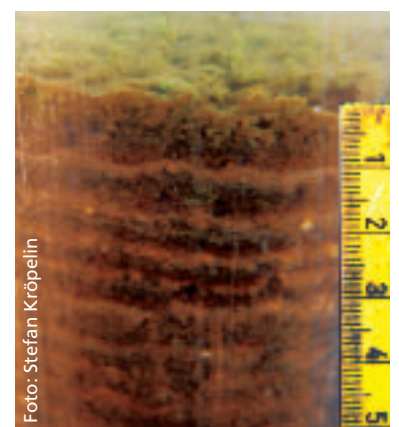


Foto: Stefan Kröpelin

Die obersten Schichten des 26 Meter tiefen Seebodens repräsentieren die Sommer- und Winterlagen der Jahre 1997 bis 2004.



Forschung & Lehre



Foto: Helmar Mildner

Info

Erklärung des Prorektors für Studium, Lehre und Studienreform:

Zum WS 2007/08 wurden für einen Großteil der Studiengänge an der Universität zu Köln im Rahmen des Bologna-Prozesses neue Abschlüsse eingeführt. Die ersten Erfahrungen zeigen, dass viele Studierende insbesondere der Bachelor-Studiengänge verunsichert sind, ob ein Auslandsstudienaufenthalt noch in ihr Curriculum passt. Die kompakt strukturierten Studiengänge lassen oft den Eindruck entstehen, dass kaum Zeit und Möglichkeiten für die internationale Mobilität im Studium bleibt.

Ein von der Universität zu Köln unterstütztes Ziel der Bologna-Erklärung ist es aber gerade, die Mobilität von Studierenden zwischen den europäischen Hochschuleinrichtungen zu erleichtern. Die Universität zu Köln legt daher weiterhin hohen Wert auf die internationale Ausbildung ihrer Studierenden und auf die Idee des internationalen Austauschs. Das Rektorat ermutigt ausdrücklich alle Studierenden, insbesondere auch in den neuen BA-Studiengängen, die Möglichkeiten und positiven Effekte eines Auslandsaufenthaltes nicht ungenutzt zu lassen.

Mehr Globalität – mehr Mobilität

Wie international sind die neuen Studiengänge wirklich?

Schon immer ist die Mobilität von Studierenden, wenn auch nicht ein verpflichtender, so doch ein wünschenswerter und wichtiger Bestandteil der akademischen Ausbildung gewesen. Die Erleichterung der internationalen Mobilität war daher ein Anstoß und zentrales Element der Bologna-Erklärung. Mit der Einführung der gestuften Studiengänge haben sich die Rahmenbedingungen für Internationalität von Studierenden verändert, teilweise auch verschlechtert.

Von Christiane Biehl

In der Theorie sollte der „Bologna-Prozess“ zu mehr Transparenz und vergleichbaren Studienabschlüssen beitragen, in der Praxis hat er überwiegend zu straffen Studienstrukturen und kurzen Studienzeiten geführt.

Auf politischer Ebene wurde vielfach auf die Bedeutung der Mobilität von Studierenden und Graduierten in Europa hingewiesen: Die EU-Kommission strebt für die derzeitige Phase der EU-Bildungsprogramme bis 2013 eine Verdreifachung der Mobilitätszahlen an. Der DAAD geht sogar von der Überlegung aus, dass ca. die Hälfte der Hochschulabsolventen/innen einen Auslandsaufenthalt durchgeführt haben sollte.

Bei der Konzipierung der neuen Studiengänge konnte die Möglichkeit eines Auslandsstudiums nicht immer ausreichend berücksichtigt werden. Ein Problem, dass sich nicht nur auf deutscher, sondern auch

auf europäischer Ebene zeigte. Angesichts der Schwierigkeiten wurde auch während der Bologna-Nachfolgekonferenz in London im Mai 2007 die Problematik aufgegriffen. Die europäischen Wissenschaftsminister bekräftigten ihren Willen, Mobilitätshemmnisse abzubauen: „Mobilität von wissenschaftlichem Personal, Studierenden und Graduierten gehört zu den Kernelementen des Bologna-Prozesses.“

Es gibt zahlreiche Willensbekundungen der politischen Akteure, Wissenschaftseinrichtungen und Stiftungen auf nationaler und internationaler Ebene, den bislang so erfolgreichen Prozess der internationalen Mobilität nicht zu stoppen. Jetzt müssen auch innerhalb der Hochschule die Strukturen und Verfahren geschaffen werden, um einen Auslandsaufenthalt auch im Bachelorstudium weiterhin zu ermöglichen.

Fakt ist: die Nachfrage durch die Studierenden – auch in den neuen Studiengängen – ist da. Aber es scheint eine allgemeine Verunsicherung über die Realisierbarkeit zu herrschen.

Dabei bieten Austauschprogramme sowohl den Studierenden als auch der Hochschule insgesamt zahlreiche Vorteile:

- Nicht alle Studierende werden in ein Masterprogramm wechseln, bereits in der BA-Phase müssen sich Studierende für den (internationalen) Arbeitsmarkt positionieren. Ein Auslandsaufenthalt sollte daher als

Qualitätsmaßnahme gewertet werden, die es den Studierenden u.a. ermöglicht, interkulturelle Erfahrungen zu sammeln und das spätere Bewerbungsprofil zu schärfen.

- Die Möglichkeit eines Auslandsstudiums bei der Studienplatzwahl zukünftiger Studierender wird zunehmend auch ein Attraktivitätsfaktor für die Universität. Gehen Studierende – mangels Möglichkeiten – an eine andere Universität zum Erststudium oder erst nach dem BA ins Ausland, geht der Universität unter Umständen späteres wissenschaftliches Potential verloren.

- Studierende mit Auslandserfahrung leisten auch einen Beitrag zur Internationalisierung und der internationalen Reputation der Hochschule. Eine Studie des DAAD kommt zu dem Schluss, dass Studierende mit Auslandserfahrung deutlich häufiger mit ausländischen Kommilitonen kommunizieren: „Durch ihr Kommunikationsverhalten leisten sie einen wichtigen Beitrag zur Integration ihrer Kommilitonen aus anderen Ländern.“

Alles gute Gründe für die Universität zu Köln, interessierten Studierenden weiterhin ein Auslandsstudium zu ermöglichen und ein attraktives Austauschangebot zu bieten.

Mögliche Instrumente umfassen Vereinbarungen von gemeinsamen Studienprogrammen mit Doppelabschlüssen und joint degrees mit Partneruniversitäten, aber auch z.B.

eine angemessene flexible Haltung bei der Anerkennung von im Ausland erbrachten Studienleistungen – zumal bei den eigenen Partner-

und Sommerschulen) können eine gute Ausgangsbasis für eine engere Zusammenarbeit bilden.

Aber vielleicht sollten wir auch den Einzelnen ermutigen, einen dreijährigen Studiengang durch einen Auslandsaufenthalt zu einem persönlichen vierjährigen Studium zu machen. Denn die Universität zu Köln möchte ihren BA-Absolventen/innen auch zukünftig Spielräume offen lassen, um sich durch eine individuelle Qualifizierung positiv hervorzuheben. Das Rektorat unterstützt diese Aktivitäten und ermutigt in einer Erklärung alle Studierenden, die Chancen eines Auslandsaufenthaltes nicht ungenutzt zu lassen. Das AAA möchte daher alle beteiligten Akteure an der Universität einladen, um gemeinsam nach innovativen Lösungen zu suchen.

Interessierte Studierende sollten sich frühzeitig um einen Platz im Ausland bemühen. Informationen finden sie im Akademischen Auslandsamt, in den Zentren für Internationale Beziehungen der Fakultäten (ZIBs) oder in den zahlreichen Instituten und Lehrstühlen, die Auslandsprogramme koordinieren.

■ Christiane Biehl ist Mitarbeiterin des Akademischen Auslandsamts.



Forschung und Lehre



Foto: Dr. Radu Wirth

Mitarbeiterinnen des Instituts für Humangenetik, des Instituts für Genetik und des Zentrums für Molekulare Medizin Köln: Sandra Kröber, Prof. Dr. Brunhilde Wirth und Dr. Gabriela-Elena Oprea (v.l.n.r.)

Plastin 3 macht Hoffnung

Kölner Forscherteam entdeckt weltweit erstes Gen, das gegen erbliche Erkrankung schützt

Spinale Muskelatrophie (SMA) ist die zweithäufigste rezessive erbliche Erkrankung und die häufigste Todesursache im Kindesalter. Ungefähr eines von 6.000 Neugeborenen erkrankt an dieser Form des Muskelschwunds. Bisher galt die Krankheit als unheilbar – doch es gibt Grund zur Hoffnung.

Von Marisa Roczen

Das Forscherteam um Professorin Dr. Brunhilde Wirth (Institut für Humangenetik, Uniklinik Köln) gelang die Entdeckung eines Gens, das vor

SMA schützt. Damit ist weltweit erstmalig ein Gen entdeckt worden, das seine Träger vollständig vor einer erblichen Erkrankung schützen kann. Die Ergebnisse wurden nun im renommierten Wissenschaftsmagazin „Science“ veröffentlicht.

Was ist SMA?

SMA wird durch einen fortschreitenden Verfall der motorischen Nervenzellen im Rückenmark ausgelöst. Das Gehirn ist nicht mehr in der Lage, Impulse an die Muskeln

zu geben, wodurch sie keine Spannung mehr aufbauen können und so Schritt für Schritt verkümmern. Die aggressivste Form der SMA, das Werdnig-Hoffmann-Syndrom (Typ I), trifft ungefähr jeden zweiten SMA-Patienten: Hierbei sterben die Kinder in der Regel noch vor der Vollendung ihres zweiten Lebensjahres durch Atemversagen. Die anderen 50 Prozent weisen mildere Symptome auf. Bei spätem Beginn der Krankheit können Patienten ein hohes Alter erreichen. Da die Muskelschwäche allerdings konti-

nuierlich zunimmt, sind sie auf kurz oder lang auf den Rollstuhl angewiesen.

Jeder 35. hat das Gen in sich

Alle Patienten haben dabei eines gemein: Ihnen fehlt ein wichtiges Gen im Erbgut, das „survival motor neuron Gen (SMN1). Durch ein zweites Kopie-Gen (SMN2) wird der Verlauf der Krankheit allerdings massiv beeinflusst: Denn je mehr SMN2-Kopien vorhanden sind, desto günstiger sieht die Prognose aus.

Eine Therapie gibt es bis heute jedoch nicht.

Einer von 35 Mensch trägt ein mutiertes SMN1-Gen in sich, ohne dass es SMA verursacht. Dadurch, dass er eine zweite, intakte Kopie des SMN1-Gens in sich trägt, wird der Ausbruch der Krankheit unterdrückt. Denn das Gen kommt in der Regel paarweise vor. Das Fatale wird aber erst durch Folgendes deutlich: Sind bei einem Paar mit Kinderwunsch beide Partner Anlageträger des defekten Gens, besteht ein 25-prozentiges Risiko, dass ein Kind mit SMA geboren wird!

Seltene Familienkonstellation ermöglichte die Entdeckung

Während in den meisten Familien betroffene Geschwister einen sehr ähnlichen Krankheitsverlauf aufweisen, treten in einigen wenigen Fällen unerwartete Unterschiede im Schweregrad auf. Das Gen-Profil einer Familie, deren vier Kinder die gleichen SMA-Anlagen in sich tragen, die aber bislang nur bei zweien zur Erkrankung führten, ermöglichte dem Kölner Forscherteam die Entdeckung des Schutzgens „Plastin 3“. Dieses Ergebnis konnte in fünf weiteren Familien mit einer ähnlichen Konstellation bestätigt werden.

Das Gen liegt auf dem geschlechtsspezifischen X-Chromosom und ist normalerweise in nahezu allen Zellen „angeschaltet“. Im Labor zeigte sich, dass ein biochemisches „Hinaufschalten“ von „Plastin 3“ die motorischen Nervenbahnen wachsen lässt.

Mit den Ergebnissen hat das Forscherteam einen wesentlichen Beitrag zum Verständnis des Krankheitsverlaufs der SMA geliefert. Damit werden nun auch neue therapeutische Wege für diese oft tödliche Krankheit eröffnet.

■ Marisa Roczen ist freie Journalistin in Köln.



Studierende



Blick auf Statuen im Bühnenhaus des großen Amphitheaters in den Ruinen von Leptis Magna (Libyen).

Griechisch-römische Kultur

Studienreise erschließt kulturelle Vielschichtigkeit Libyens

Im Februar 2008 stellte die Abteilung Byzantinistik am Institut für Altertumskunde der Universität zu Köln ihre Bereitschaft zu außergewöhnlichen Projekten erneut unter Beweis: Nachdem im Jahr 2006 eine erfolgreiche Syrien-Exkursion stattfand, war nun Libyen, das auch in jüngerer Zeit immer wieder die Politik-Nachrichten beherrscht hat, Ziel einer universitätsübergreifenden Studienreise.

Von Christian Schwarz

In Kooperation mit der Abteilung Christliche Archäologie der Universität Bonn hat sich unter Leitung von Prof. Dr. Sabine Schrenk (Bonn) und Prof. Dr. Claudia Sode (Köln) eine Gruppe Studierender der Fächer Byzantinistik, Christliche Archäologie

und Klassische Archäologie im Wintersemester 07/08 intensiv mit der Kultur und Geschichte Libyens auseinandergesetzt. Dabei wurde die politische, kulturelle und wirtschaftliche Entwicklung in der Moderne thematisiert; im Zentrum stand aber die historisch-archäologische Erschließung des römischen, byzantinischen und frühislamischen Libyens. Hier, am Rand des römischen und später byzantinischen Einflussgebiets, lassen sich anschaulich Phänomene von Kulturtransfer und Übergangskulturen – sowohl von der paganen Antike zum Christentum als auch von der überwiegend christlich geprägten Spätantike zur arabisch-islamischen Epoche – studieren.

Libyen vereint unterschiedlich geprägte Kulturlandschaften

Dabei ist das heutige Libyen ein künstliches Gebilde, entstanden durch die Grenzziehung der europäischen Kolonialmächte und die postkoloniale Neuordnung Afrikas. So wurden zwei sehr unterschiedlich geprägte Kulturlandschaften zu einem Staat vereinigt: Die westliche Küstenregion Libyens um die Hauptstadt Tripolis, Tripolitaniens, war eng mit Karthago im heutigen Tunesien verknüpft und gehörte nach der römischen Eroberung Nordafrikas stets zum lateinischen Sprachgebiet. In der östlich gelegenen Kyrenaika hingegen ist schon seit dem siebten Jahrhundert

v. Chr. eine Kolonisierung durch griechische Stadtstaaten nachweisbar. Auch im Hellenismus und unter römischer Herrschaft blieben Kultur und Sprache dieser Region grundlegend griechisch bestimmt.

Mit der Teilung des römischen Reiches im Jahr 395 wurde konsequenterweise Tripolitaniens dem weströmischen und die Kyrenaika dem oströmischen Reich zugesprochen. Zentrale kulturelle Bedeutung bekam Nordafrika im dritten bis fünften Jahrhundert vor allem für den Christianisierungsprozess; hier wirkten Größen wie Tertullian oder Augustin, hier wurden große theologische Streitigkeiten um Arianismus und Donatismus ausgetragen. Durch die arabische Eroberung ab 643 wurde dann der Islam zum prägenden Faktor.

Zwölf-tägige Reise von Westen nach Osten

Die zwölf-tägigen Reise sollte helfen, die kulturelle Vielschichtigkeit des Landes zu erkunden und die verschiedenen Fachperspektiven der Teilnehmer fruchtbar zu machen. Die Route führte von Westen mit den beiden spätantikerömischen Metropolen Leptis Magna und Sabratha durch den wüstenhaften Bogen der Großen Syrte in den griechisch geprägten Osten (Kyrene, Berenike, Ptolemais).

Zu den bedeutendsten archäologischen Monumenten gehört zweifellos die fantastisch erhaltene römische Hafenstadt Leptis Magna, Heimat des ersten Afrikaners, der Kaiser des Imperium Romanum wurde: Septimius Severus (193-211). Nach dessen Erhebung zum Kaiser wurde sie um das Jahr 200 mit Thermen, repräsentativer Kolonnadenstraße, monumentaler Forumsanlage und Basilika zur prachtvollsten Stadt Nordafrikas ausgebaut. Aus Perspektive der Christlichen Archäologie ließen sich in Leptis anhand der neu genutzten Basilika und weiterer Sakralbauten herausragende Beispiele der frühchristlichen Kirchenarchitektur studieren.

Im östlich gelegenen Kyrene stand die griechische Epoche im Mittelpunkt, in der sich die Stadt unter der Herrschaft der Ptolemäer zu einer wahren Großstadt der Antike entwickelte. Zeugnisse dieser herausragenden Bedeutung sind unter anderem ein Apollon-Heiligtum beträchtlicher Größe, aber auch das Caesareum und der monumentale Zeustempel.

Auf dem Rückweg erlaubte Tripolis mit seinen Moscheen und der Altstadt einen Einblick in städtebauliche Prinzipien der frühislamischen und osmanischen Epoche. Von besonderem Interesse waren aber die für Europäer ansonsten nur schwer zu gewinnenden Eindrücke des islamischen Staates unter der Führung des „Revolutionsführers“ Muammar al-Gaddafi.

Interkultureller Dialog mit dem Libyan Studies Center

Dem interkulturellen Dialog und der internationalen Vernetzung dienten wissenschaftliche Kontakte zu Kollegen vom Libyan Studies Center, einer Forschungseinrichtung zur libyschen Geschichte und Kultur.

Sollte Libyen tatsächlich die in letzter Zeit propagierte Öffnung des Landes für den Tourismus vorantreiben, kann eine Reise dorthin außergewöhnliche Eindrücke und Erfahrungen bieten: Herausragende Monumente der griechischen und römischen Antike, die auf dem europäischen Kontinent ihresgleichen suchen, Zeugnisse einer frühen christlichen Kultur, die maßgeblichen Einfluss auf die europäische Geistesgeschichte genommen hat, einen Staat, der bei allen Ambivalenzen bemüht ist, innerhalb der afrikanischen Staatengemeinschaft eine wirtschaftliche und politische Führungsrolle zu spielen.

■ Christian Schwarz ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Altertumskunde der Universität zu Köln.

Studierende

13 Stunden Verhandlungsmarathon

Bei „Proteus“ simulieren Studierende eine Sitzung des europäischen Rats

Am 3. Mai wurde das „Financial Review“ der EU feierlich an der Kölner Universität von den Staats- und Regierungschefs sowie ihren Ministern unterzeichnet. Aber Angela Merkel mit braunen, lockigen langen Haaren? War die Bundeskanzlerin wieder beim Friseur? Mitnichten. Vielmehr handelte es sich um das Simulationsspiel Proteus/WaCoPas.

Von Madeleine Gullert

An diesem Simulationsspiel nehmen jeweils zehn Jura- und Politikstudenten der Universität zu Köln teil, aber auch Studierende aus Warschau und der Pariser Universität Science Po. Das fach- und nationenübergreifende Projekt findet jedes Sommersemester statt, „und zwar bereits zum zehnten Mal“, weiß Professor Wolfgang Wessels (Jean Monnet Lehrstuhl, Forschungsinstitut für Politische Wissenschaft und Europäische Fragen der Universität zu Köln), der Proteus mit Professor Stephan Hobe (Institut für Völkerrecht und ausländisches öffentliches Recht) ins Leben gerufen hat. Abwechselnd wird entweder eine Sitzung im Europäischen Rat oder aber eine Verhandlung des Europäischen Gerichtshofs simuliert. In diesem Jahr stand eine Ratssitzung zum Thema „Die Überprüfung der EU Finanzen für die Agenda 2014“ auf dem Programm.

Bereits im Februar trafen sich die Kölner und Warschauer Studierenden bei einer Exkursion in Brüssel. Dort gab es einen Empfang bei der NRW-Vertretung vor Ort. Außerdem besuchten sie die Europäische Kommission und das Europäische Parlament. Vorträge über den Haushalt der EU – ein Themenfeld, das für einige Studierenden noch Neuland war – sollten als Unterstützung und Einblick dienen. An der Science Po in Paris kamen dann alle Teilnehmer des Simulationsspiels zusammen.

Dann begann die richtige Arbeit: Jedes Team, bestehend aus zwei Studierenden, sollte auf der Konferenz ein Land bzw. das Europäische Parlament, die Kommission oder die Präsidentschaft repräsentieren.

Der Veranstaltungsauftritt startete mit einer Vorlesung des renommierten Ökonomie-Professors Jaques Le Cacheux, der an der Sciences Po lehrt und bei Europäischen Forschungsprojekten und Netzwerken mitwirkt. Schon der nächste Morgen sollte mit einer simulierten Regierungskonferenz im neuen Senatssaal der Universität beginnen. Die Repräsentanten der acht vertretenen Länder sowie des Europäischen Parlaments und der Kommission wurden durch das Präsidentschaftsteam begrüßt und die Tagesordnung konnte starten. Vertreter Großbritanniens, Deutschlands und Frankreichs arbeiteten einen ersten Entwurf aus; ein Student der Science Po, der im wahren Leben bereits einige Jahre als Diplomat gearbeitet hatte, führte die Vertreter der genannten Länder in einen Nebenraum, um dort mit ihnen eine Einigung zu erzielen, die man dem Plenum würde vorstellen können. In der ersten Pause fanden bereits die ersten informellen Gespräche statt. Der Agrarsektor und der Britenrabatt waren Hauptstreitpunkte der Diskussionen, die natürlich auf Englisch stattfanden, wie es bei WaCoPas/Proteus üblich ist. „Das Seminar war eine gute Gelegenheit, die eigenen Englischkenntnisse einmal praktisch einzusetzen.“, urteilt Jurastudent Lukas Preußler.

Am folgenden Tag konnten die Besprechungen und Vorabstimmungen über die einzelnen Paragraphen starten. Dies war jedoch leichter gesagt als getan. Denn

jedes Wort wurde genau analysiert und Änderungsvorschläge gemacht. Etwa eine Stunde lang wurde über einen Paragraphen, in dem die Anerkennung der Menschenrechte erwähnt wurde, diskutiert. „Der interkulturelle Faktor, der die Verhandlungen mitbestimmt hat, die unterschiedlichen Ansätze und der fachliche Hintergrund der verschiedenen Teilnehmer hat das Verhalten der Studierenden bestimmt“, so Martin Lamsfuß, Jurastudent in Köln. Abends um halb elf konnte die Ratssitzung nach 13-stündigem Verhandlungsmarathon beendet werden. Am Samstag wurde schließlich die Endfassung des Textes unterzeichnet.

Martin Lamsfuß hat das Projekt gut gefallen: „Das aktive Lernen hat meinen Horizont erweitert.“ Lukas Preußler kann dies nur unterstreichen: „Die Simulation hat mir sehr gut gefallen, insbesondere, weil man durch unsere langen Verhandlungen und die zahlreichen, teilweise in Nachtschichten erstellten Dokumente einen Eindruck davon gewinnen konnte, wie EU-Verhandlungen ablaufen.“ Dies ist laut Professor Wessels das Ziel des Simulationsspiels, durch das man spielerisch mehr lernt als durch Auswendiglernen. Außerdem erhalten die Teilnehmer nach Absolvieren einiger anderer Scheine ein „Europa-Zertifikat“.

Der „Financial Review“ wurde übrigens an die Kommission geschickt und kann auf der Website http://ec.europa.eu/budget/reform/issues/read_en.htm nachgelesen werden. Jura- oder Politikstudenten können sich für das kommende Simulationsspiel unter <http://www.proteus.uni-koeln.de> bewerben.

■ Madeleine Gullert ist Jura-Studentin der Universität zu Köln.



Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Simulationsspiels Proteus/WaCoPas

Welt der Hochschule



Prof. Dr. Kurt Mehlhorn, Uni-Rektor Prof. Dr. Axel Freimuth, Professorin Dr. Margret Wintermantel, Prof. Dr. Gerd Meyer und Prof. Dr. Ferdi Schüth (v.l.n.r.)

Forschen bei Max-Planck – Lehre an der Uni?

Math.-Nat. Fakultätentag auf Schloss Wahn

Die Trennung von universitärer und außeruniversitärer Forschung ist seit Langem ein brisantes Thema. In diesem Zusammenhang führen Fragen der Verteilung von Geldern oder das Promotionsrecht immer wieder zu Kontroversen. Vor allem das Promotionsrecht ist für die Universitäten ein Alleinstellungsmerkmal, das ihnen gegenüber den außeruniversitären Einrichtungen einen entscheidenden Vorteil bei der Bindung von Nachwuchsforschern verschafft.

Von Marisa Roczen

Professor Dr. Gerd Meyer, Chemiker am Institut für Anorganische Chemie und Vorsitzender des Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultätentags (MNFT), hatte die Spitzen der deutschen Wissenschaftsorganisationen am 16. Mai zu einer Podiumsdiskussion mit dem Thema „Lehre an der Uni – Forschung bei Max-Planck?“ eingeladen. Neben dem Kölner Universitätsrektor Professor Dr. Axel Freimuth nahmen Professorin Dr. Margret Wintermantel (Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz), Professor Dr. Kurt Mehlhorn (Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft) und Professor Dr. Ferdi Schüth (Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft) an der Diskussionsrunde teil. Die Gesprächsleitung übernahm der Pressesprecher der Universität zu Köln, Dr. Patrick Honecker.

Rektor Freimuth machte seine Meinung bereits in seinem Grußwort deutlich: „Die Universitäten müssen ein Ort der Forschung und der Lehre bleiben.“ Er betonte dabei allerdings gleichzeitig die Notwendigkeit von Kooperationen zwischen universitären und außeruniversitären Forschungseinrichtungen. Auch die Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz Wintermantel unterstützte diese Meinung. Außer-universitäre Forschungsinstitute sollten die Universitäten in ihren Forschungsvorhaben ergänzen und dabei eine gemeinsame Linie zwischen Lehre und Forschung finden. Sicher gebe es keinen Königsweg; Kooperationen müssten auf den Einzelfall zugeschnitten werden.

Alle Diskutanten teilten die Auf-

fassung, dass das Promotionsrecht ausschließlich bei den Universitäten bleiben müsse. „Es ist nicht akzeptabel, dass sich die Universität dieses Recht wegnehmen lässt“, so Wintermantel.

Um Universitäten allerdings national und vor allem international konkurrenzfähig zu machen, bieten Kooperationen eine fruchtbare Grundlage. „Zusammen bilden wir eine international attraktive und öffentlichkeitsstarke Gemeinschaft“, so der Vizepräsident der Max-Planck-Gesellschaft Mehlhorn. Auch der DFG-Vizepräsident Schüth verdeutlichte die daraus entstehenden Wettbewerbsvorteile: „Nach außen müssen wir stark auftreten, um im globalen Wettbewerb um die besten Studierenden und Doktoranden mithalten zu können.“ Obwohl Universitäten von außeruniversitären Forschungseinrichtungen durchaus etwas lernen könnten, halte er allerdings wenig davon, ein funktionierendes System grundlegend zu ändern. „Wir sollten uns vielmehr darauf konzentrieren, wie der Promotionsstandard an Universitäten beibehalten und noch weiter verbessert und wie die außeruniversitäre Forschung sinnvoll in diesen Prozess integriert werden kann“, bestätigte auch Wintermantel.

Besonders im Bereich der forschungsintegrierten Lehre und der Entlastung des Lehrpersonals können Forschungsk Kooperationen von Vorteil sein. Innerhalb der aktuellen Debatte über die Trennung von Lehre und Forschung sollten die Universitäten als Zukunftsstätten jedoch eindeutig selbstbewusster werden, schlug Schüth abschließend vor, und Strategien entwickeln, wie deutsche Universitäten bzw. die deutsche Forschungslandschaft ihre Chance nutzen können, sich international zu profilieren. Schließlich waren sich alle Diskussions Teilnehmer einig: Da Lehre und Forschung zusammen gehören und nicht getrennt voneinander betrachtet werden dürfen, müsse beides bei den Universitäten bleiben.

■ Marisa Roczen ist freie Journalistin in Köln.



Welt der Hochschule



Foto: Bayer AG

Uniklinik Köln und Bayer AG

Bevorzugte Partner in der Forschung

Ehrgeizige Ziele haben sich die Uniklinik Köln und der Bayerkonzern gemeinsam gesetzt: Am 26. März wurde an der Uniklinik Köln in einer Pressekonferenz ein Kooperationsvertrag unterzeichnet, in dem sich beide Seiten zu „bevorzugten Partnern“ erklären.

Von Sina Vogt

Grundlagenforschung ist das Metier der Uniklinik Köln. Hier sind die Patienten, also die Schnittstelle zwischen Forschung und Klinik. Doch aus Erkenntnissen der Grundlagenforschung neue wirksame Arzneimittel zu finden, ist die Stärke von Bayer als forschender Arzneimittelhersteller.

Auch bisher laufen klinische Studien von Bayer mit der Uniklinik

Köln – doch seit Unterzeichnung des Kooperationsvertrages werden diese strategisch koordiniert. Konkret geschieht dies durch das Zentrum für Klinische Studien Köln (ZKS Köln), welches Arzneimittelstudien in den unterschiedlichsten Prüfphasen auf höchstem Niveau durchführt.

Ein „steering committee“ aus Forschern von Bayer und der Uniklinik Köln bespricht mögliche Studien. Dabei prüft Bayer zuerst, ob eine solche sinnhaft mit der Uniklinik Köln durchzuführen ist. Umgekehrt prüft die Uniklinik Köln bei neuen wissenschaftlichen Ideen, ob eine Studie zur Erprobung neuer Substanzen mit Bayer durchgeführt werden kann. Selbstverständlich bleiben Genehmigungsverfahren

für Studien inklusive Ethikkommission unverändert und unabhängig. Insbesondere werden in Zukunft Studien in den gemeinsamen Schwerpunkten Kardiologie, Onkologie, Neurowissenschaften, der Augen- und Kinderheilkunde geplant und durchgeführt.

Die Kooperation ist die weitreichendste, die eine Uniklinik in Nordrhein-Westfalen bislang mit einem Pharmaunternehmen eingegangen ist. Die dadurch optimierte Forschung wird in erster Linie den Patienten zugute kommen, weil sie den Zugang zu neuen Medikamenten schneller erhalten, im Vergleich zu Studien, die im Ausland durchgeführt werden. Gerade in den vergangenen Jahren hat Deutschland als vormals führendes Land in kli-

nischen Studien starke Konkurrenz durch Länder wie Indien, China und Osteuropa bekommen.

Bei der Vertragsunterzeichnung betonte Professor Andreas Pinkwart, Minister für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes NRW: „Diese Kooperation bedeutet einen grossen Gewinn für die Arzneimittelforschung in NRW. Unser Land soll bis 2015 Innovationsland Nr. 1 in Deutschland werden. Dafür brauchen wir mehr Forschung und Entwicklung und mehr gut ausgebildete Nachwuchswissenschaftler. Die Zusammenarbeit zwischen der Uniklinik Köln und der Bayer AG trägt dazu bei, diese Ziele zu erreichen.“

Auch das im Rahmen der Verein-

barung geplante Graduiertenkolleg wird zur Nachwuchsförderung beitragen: Schon zum Wintersemester diesen Jahres sollen die ersten Graduierten der Studienfächer Medizin, Biologie, Chemie, Biochemie und Pharmazie in zwei- und dreijährigen Promotionsverfahren durch einen Betreuer und zwei Mentoren unter dem Dach der Kölner Graduate School of Biological Science promovieren können.

Ab 2009 sollen dann laufend 15 Graduierte in diesem in Deutschland einmaligen Programm in Kooperation von Universität und Industrie betreut werden.

■ Sina Vogt ist Pressesprecherin und Leiterin der Stabsstelle Kommunikation der Uniklinik Köln.



Foto: MFK

Nach der Vertragsunterzeichnung: Prof. Joachim Klosterkötter (Dekan der Medizinischen Fakultät der Universität zu Köln), Innovationsminister Prof. Andreas Pinkwart und Dr. Wolfgang Plischke (Bayer AG) (v.l.n.r.)

Welt der Hochschule

Festakt zu Ehren von Professor Peter Grünberg

Der Nobelpreisträger erhält Ehrendoktorwürde, Universitätsmedaille und KölnAlumni-Ehrenmitgliedschaft

Am 15. April 2008 wurde Professor Dr. Peter Grünberg, Nobelpreisträger für Physik 2007, die Ehrendoktorwürde der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät und die Universitätsmedaille der Universität zu Köln verliehen. Im Rahmen der Festveranstaltung wurde er zudem zum KölnAlumni-Ehrenmitglied ernannt.

Von Marisa Roczen

Es ist 16.00 Uhr als Professor Grünberg und die knapp 1.000 Besucherinnen und Besucher in der Aula der Universität zu Köln vom Rektor Professor Dr. Axel Freimuth feierlich begrüßt werden: „Die Ehrendoktorwürde ist neben der Verleihung der Universitätsmedaille und der KölnAlumni-Ehrenmitgliedschaft eine besondere Rarität in der Geschichte der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät, da sie seit der Einführung in den 1980er Jahren erst dreimal verliehen worden ist.“

Auch Professor Dr. Gerd Lifitin, Präsident der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, betonte in seinem Grußwort die Bedeutung von Grünbergs Forschungsarbeiten: „Ihre Leistung ist Ansporn und Verpflichtung und Ihr Nobelpreis eine große Motivation für uns alle.“ Durch seine Arbeit helfe er nicht nur, das nationale und internationale Ansehen der Grundlagenforschung in Deutschland zu belegen und das Selbstbewusstsein der Forscher gegen überzogenen Reformeifer zu stärken. Er lenke zudem das Interesse der Öffentlichkeit und der jungen Menschen auf die Naturwissenschaften. Diese spiele vor allem in der zukünftigen Entwicklung der Industrie und der Gesellschaft eine wichtige Rolle, da viele Zusammenhänge in einer technisierten Welt ohne ihre Grundlagen nicht zu verstehen seien. „Naturwis-

senschaften und Mathematik sind die grundlegenden Wissenschaften unserer Kultur“, führte Lifitin weiter aus. Zentrales Anliegen der Naturwissenschaftler müsse es demnach sein, engagierten Nachwuchs zu gewinnen. Die Verleihung der Ehrendoktorwürde und der Universitätsmedaille im Jahr der Mathematik 2008 biete dafür die optimale Gelegenheit.

Die Gründe der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät für die Vergabe der Ehrendoktorwürde verdeutlichte der Dekan Professor Dr. Hans-Günther Schmalz unter anderem mit dem Zitat eines bekannten Wissenschaftlers: „Nur in der Grundlagenforschung passiert das wirklich Neue, das nicht nur Seitenwege entdeckt, sondern Schneisen in das Unbekannte schlägt. Sie, Herr Grünberg, haben diese Schneise geschlagen und mit Ihrer Arbeit Großartiges vollbracht.“

Als langjähriger Kollege im Forschungszentrum Jülich wusste auch Professor Dr. Peter Dederichs die Bedeutung der Ehrendoktorwürde einzuordnen: „Der Nobelpreis ist zwar das „Non-Plus-Ultra“ der Wissenschaftspreise. Doch der Ehrendoktor, den du von deinen Kolleginnen und Kollegen verliehen bekommst, hat eine ganz besondere Qualität und ist damit sozusagen deine „endgültige“ Habilitation.“

Der Nobelpreisträger Grünberg zeigte sich erfreut und bescheiden: „Es ist natürlich etwas Besonderes, an einer Stelle, an der ich schon lange Jahre bekannt bin und die Leute meine Schwächen kennen, doch noch einmal geehrt zu werden.“

■ Marisa Roczen ist freie Journalistin in Köln.

Info

Zur Person Grünberg:

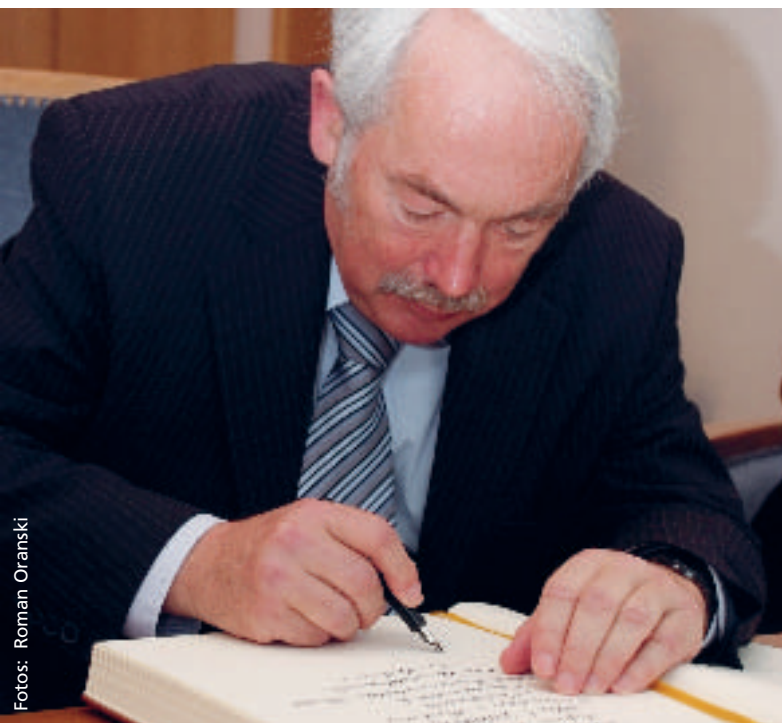
Hauptberuflich im Forschungszentrum Jülich tätig, ist Professor Dr. Peter Grünberg der Universität zu Köln seit vielen Jahren verbunden. 1984 habilitierte er sich an der Universität und hielt hier zunächst als Privatdozent und seit 1992 als außerplanmäßiger Professor bis zu seiner Emeritierung Vorlesungen. Gemeinsam mit seinen Kölner Kollegen forschte er in einem Sonderforschungsbereich der DFG im II. Physikalischen Institut im Bereich der Festkörperphysik.

Mit dem im Oktober 2007 verliehenen Nobelpreis für Physik wurden er und sein Kollege Albert Fert (Universität Paris Süd) für die Entdeckung des Riesenmagnetwiderstands geehrt. Ihre Forschung begründete die Basis für den Forschungsbereich Spintronik, der den quantenmechanischen Spin der Elektronen für die Mikro- und Nanoelektronik nutzbar macht. Mit Hilfe dieser bahnbrechenden Grundlagenforschung wurde es möglich, leistungsfähige Leseschreib-Köpfe für Festplatten zu entwickeln.

Grünbergs Riesenmagnetwiderstands-Effekt (GMR-Effekt) findet man heute in nahezu jeder Festplatte. Der GMR-Effekt dient dem genauen Auslesen von Daten. Diese sind auf kleinstem Raum in winzigen Bereichen verschiedener Magnetisierung gespeichert. Ein hochempfindlicher Sensor, der den GMR-Effekt nutzt, registriert diese minimalen Unterschiede als große (messbare) Änderung.

Professor Peter Grünberg bei der Eintragung in das Goldene Buch der Universität

Professor Grünberg und Uni-Rektor Axel Freimuth bei der Ehrung



Fotos: Roman Oranski

KölnAlumni



Mit Leib und Seele

Im Einsatz für bessere Heilungschancen von Leukämiepatienten

Claudia Rutt wurde 1960 in Köln geboren. Ihre akademische Ausbildung begann sie 1979 an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Kölner Universität. Innerhalb ihres BWL-Studiums spezialisierte sie sich auf das Versicherungswesen und trat direkt nach dem Examen ihre erste Stelle als Vorstandsassistentin im Gerling-Konzern an, die sie bis 1988 ausfüllte.

Eine einschneidende private Erfahrung löste auch im Berufsleben von Claudia Rutt die entscheidende Wendung aus: Durch die Krebserkrankung ihrer Schwägerin erfuhr sie von den massiven Schwierigkeiten leukämiekranker Menschen, geeignete Knochenmarkspender zu finden. Fortan widmete sie ihr betriebswirtschaftliches Know-How und ihr gesamtes persönliches Engagement dem Auf- und Ausbau einer Spenderdatei und führte die DKMS (Deutsche Knochenmarkspenderdatei) gemeinnützige GmbH von ihren Anfängen als ambitionierte Initiative hin zu einem erfolgreichen und schnell wachsenden Non-Profit-Unternehmen, dessen Geschäftsführerin sie seit 1991 ist.

Wie war Ihr Studium an der Universität zu Köln?

Mein Studium an der Universität zu Köln war die schönste Zeit in meinem Leben. Ich habe besonders die akademische Freiheit, die sich mir in der Studienzeit bot, sehr genossen: Hier habe ich gelernt, für mich selbst und meine Weiterbildung Verantwortung zu übernehmen. Ich habe meine eigenen Schwerpunkte wählen können und mich insbesondere auf die Bereiche Versicherungen und Wirtschafts- und Sozialgeschichte spezialisiert.

Außerdem habe ich in dieser Zeit sehr viele verschiedene Jobs

gemacht – von der Telefonzentrale und Sekretariat in verschiedenen Firmen bis zur Buchhaltung bei einer Privatbank.

Was waren die Höhepunkte in Ihrer Studienzeit?

Ein Höhepunkt war meine Tätigkeit als studentische Hilfskraft am Lehrstuhl für Allgemeine Versicherungslehre bei Professor Dr. Dieter Farny. Hier habe ich in der Bibliothek gearbeitet und durch meine Recherchen die Assistenten von Professor Farny unterstützt. Das alles hat mir spannende Einblicke in die Arbeitsabläufe an einem Universitätslehrstuhl gegeben.

Ein zweites Highlight war die Zeit meiner Diplomarbeit: Ich hatte ein exotisches Thema, denn es ging um Lebensversicherungen im Nationalsozialismus. Es war spannend, darüber zu schreiben, wie ein politisches System unmittelbar die Strukturen von Versicherungen beeinflussen und über die Ideologie auf den Alltag einwirken kann. Ich habe es als große Freiheit empfunden, das Thema selbst gestalten zu dürfen.

Was verbindet Sie heute noch mit Ihrer Alma Mater?

Als Kölnerin, die auch in Köln studiert hat, habe ich mich ganz spontan bei KölnAlumni angemeldet. Ich schätze hier vor allem das internationale Netzwerk. Das ist besonders wichtig, wenn man in Köln einem Unternehmen vorsteht – auch oder gerade weil es im Non-Profit-Bereich angesiedelt ist.

Persönlich bedeutet es mir sehr viel, junge Menschen zu begeistern, und KölnAlumni gibt mir die Möglichkeit, generationenübergreifende Kontakte zu knüpfen.

■ Das Interview führte Ina Orth (KölnAlumni).



Welt der Hochschule

100 Jahre Frauenstudium

Festveranstaltung auf Schloss Wahn und Jahr100Sommer erinnern an ein bahnbrechendes Gesetz

Es scheint für Frauen, die sich heute für eine Universitätslaufbahn entscheiden, kaum mehr vorstellbar: Sie dürfen erst seit hundert Jahren studieren. Am 11. Juni 1908 wurden Frauen in Preußen – und damit auch in Köln, das damals zu Preußen gehörte – erstmals offiziell zum Hochschulstudium zugelassen.

Von Merle Hettesheimer

Die Gleichstellungsbeauftragte der Universität zu Köln, Dr. Heidrun Fußwinkel, hatte das runde Datum zum Anlass genommen, Freunde und Förderer zu einem Familienfest in die „gute Stube“ der Universität, nach Schloss Wahn, einzuladen. Gefeierte wurde der hundertste Geburtstag eines Gesetzes, das in Köln allerdings erst ein paar Jahre später greifen konnte: Denn die Universität zu Köln wurde erst 1919 neu gegründet.

Unter den ersten Studierenden fand sich damals die junge Jenny Gusk, die mit der Matrikelnummer zwei die erste Studentin der Universität zu Köln überhaupt war. Was Jenny Gusk bei Antritt ihres Studiums erwartet haben mag, kann man sich vorstellen, wenn man hört, was Vizekanzlerin Ina Gabriel aus den Stimmen damaliger Bedenkenträger zitiert: Man sorgte sich um die weibliche Physiognomie; glaubte, dass Frauen den körperlichen Anstrengungen eines Studiums nicht gewachsen seien. Ein Jura-Studium, so die kritischen Stimmen, würde Frauen wegen ihrer mangelnden rationalen Urteilskraft vollkommen überfordern.

Gleichstellung hat nicht an Aktualität verloren

Auch wenn auf Schloss Wahn in erster Linie Erfolge gefeiert wurden, wurde auch deutlich, wie aktuell das Thema nach wie vor ist. Denn noch immer haben Frauen im Berufsleben nicht dieselben Chancen wie ihre männlichen Kollegen. Und noch immer machen sie in der Wissenschaft nicht dieselbe Karriere wie Männer. Dr. Heidrun Fußwinkel nennt Zahlen aus einer Statistik des „Center of Excellence Women and Science“ (CEWS), die belegen, dass zwar mehr Frauen ein Studium beginnen, in der wissenschaftlichen

Laufbahn aber irgendwann auf der Strecke zu bleiben scheinen. An der Uni Köln, die im Ranking des CEWS auf den mittleren Rängen zu finden ist, sind 57 Prozent der Studienanfänger/innen Frauen. Aber es gibt nur 16 Prozent Professorinnen.

Immerhin sind das schon deutlich mehr als 1990: Damals machten Frauen nur 4,7 Prozent der Professor/innen aus. Den kleinen Erfolg hat die Uni Köln ihrer engagierten Frauenförderung zu verdanken. Bei Berufungen etwa hat sie ein Best Practice eingeführt, um das Verfahren transparenter zu machen: Eine neutrale Instanz soll die Arbeit der Gremien beobachten. Außerdem

soll es bald eine Kindertagesstätte für den Nachwuchs der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter geben. Vor allem aber hilft das umfangreiche Angebot des Gleichstellungsbüros bei der gezielten Förderung von Frauen und Mädchen. Dazu gehören die Mentoring Projekte „Cornelia Harte Mentoring“ und „Cornelia Harte Mentoring PRO“. Letzteres soll die wissenschaftliche Karriere von Frauen mit Seminaren und Trainingseinheiten (Female Career Center), einem intensiven Kontakt zur betreuenden Professorin und mit einer intensiven Vernetzung unterstützen.

Gezielte Karriereförderung

Viele Maßnahmen des Gleichstellungsbüros setzen bereits bei den Schülerinnen und jungen Studentinnen an. „In der Universität und an den Schulen fehlen die Vor-

bilder“, kritisiert Fußwinkel. „Wir haben gute Physikerinnen, aber keine Professorin, die in der Physik einen Lehrstuhl innehat.“ Da wundert es wohl nicht, dass zwar mehr als die Hälfte aller Studierenden an der Uni Köln Frauen sind, nur wenige sich aber für Naturwissenschaften entscheiden.

Mit dem Jahr100Sommer will das Gleichstellungsbüro diesen Sommer noch einmal an hundert Jahre Frauenstudium erinnern und auf die Belange von Frauen aufmerksam machen. Die Ausstellung „Computerpionierinnen“ etwa, der „Girls' Day Mathematik & Informatik“ und der „Studententag Medizin“ oder aber auch der Theaterabend mit „8 Frauen“ sollen ab Ende Mai informieren, zum Nachdenken anregen oder einfach nur unterhalten. Detaillierte Infos unter www.gb.uni-koeln.de

■ MH, Presse und Kommunikation



Fotos: Markus Knap

Wozu brauchen wir ein Gleichstellungsgesetz? Uni-Pressesprecher Dr. Patrick Honecker im Gespräch mit der Dekanin der Philosophischen Fakultät Prof. Dr. Christiane Bongaert, Wilhelmine Piter (Gleichstellungsbeauftragte des WDR), Staatssekretärin Dr. Marion Gierden-Jülich (Ministerium für Generationen, Familie, Frauen und Integration NRW), der ehemaligen AStA-Vorsitzenden Kristina Klein und Rektor Prof. Dr. Axel Freimuth (v.l.n.r.).

Vizekanzlerin Ina Gabriel



Online-Literaturrecherche im Altbestand

Krupp-Stiftung unterstützt Kunsthistorisches Institut bei der Digitalisierung fachwissenschaftlicher Literatur



Foto: Pia Steffens

Ältere Semester werden sich erinnern: Lange Zeit war die Recherche in den Katalogen der Universitätsbibliothek und ihrer Einzelinstitute nur vor Ort möglich. Mit der Einführung von Online-Katalogen wurde das Suchen nach relevanter Literatur nicht nur schneller und effektiver; es lässt sich seitdem auch bequem von Zuhause aus durchführen.

Von Merle Hettesheimer

Was für den Endnutzer, aber auch für die Bibliotheken eine enorme Arbeitserleichterung ist, verursacht hinter den Kulissen zunächst einmal ein gutes Stück Arbeit: Denn die analogen Kataloge müssen Stück für Stück digitalisiert werden.

Neuerwerbungen gingen bereits 1994 online

Das Kunsthistorische Institut der Universität zu Köln begann bereits 1994 damit, die Neuerwerbungen per EDV in die Institutsbibliothek aufzunehmen. Wenige Jahre später wurde dann auch der Altbestand nach und nach online nutzbar gemacht. Die Mittel, die Universität und Philosophische Fakultät für die Retrokonversion bereitstellen konnten, waren allerdings sehr

begrenzt, sodass die Online-Katalogisierung des Altbestands nur in kleinen Schritten vorangetrieben werden konnte. Vor vier Jahren wurden die Zettelkataloge der meisten Institute an der Philosophischen Fakultät eingescannt und die Retrokonversion der Altbestände auf diesem Weg zum Abschluss gebracht.

Für das Kunsthistorische Institut kam dieses Verfahren jedoch nicht in Frage: Die Karteikarten am Kunsthistorischen Institut sind vielfach mit handschriftlichen Zusätzen versehen und teilweise überklebt. Sie einzuscannen, hätte eine zu große Fehlerquote verursacht. Das Institut verzichtete deshalb auf dieses Verfahren und verwandte die eingesparten Mittel für die Online-Katalogisierung der Altbestände.

26.000 Titel aus dem Altbestand wurden konvertiert

Diese Mittel reichten jedoch nicht aus, um das Projekt effektiv voranzutreiben. Universitätsprofessorin Dr. Antje v. Graevenitz bat daher Anfang 2005 die Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung um finanzielle Unterstützung. Die Stiftung reagierte mit einer großzügigen Spende. Innerhalb von zwei Jahren (August 2005 bis 2007) konnten rund 26.000 Titel durch Studierende des Diplom-Studiengangs Bibliothekswesen konvertiert werden. Dadurch lässt sich ein Großteil der Altbestände der Bibliothek heute online recherchieren. Ohne die umfangreiche Spende der Alfred Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung wäre die Um-

wandlung des alten Zettelkatalogs in einen modernen Online-Katalog nicht so schnell und nicht in dieser Form möglich gewesen. Die umfangreiche Spende bedeutet für die Studierenden, Mitarbeiter und Besucher des Kunsthistorischen Instituts eine wesentliche Erleichterung bei der Bibliotheksnutzung und -recherche und trägt zu einer erheblichen Verbesserung der Lehr- und Arbeitsbedingungen bei.

Der Katalog der Abteilung Allgemeinen Kunstgeschichte wurde außerdem in den Kölner Universitäts-Gesamtkatalog KUG eingebunden und kann damit auch im Internet uneingeschränkt abgerufen werden.

■ MH, Presse und Kommunikation

Welt der Hochschule

Ich bastle mir die Welt, so wie sie mir gefällt...

„Philosophie kontrovers“ stellt die Frage: Wie real ist unsere Wirklichkeit?

Es ist brütend heiß. Die Mittagssonne scheint erbarmungslos vom blauen Himmel, während ich schwerfällig und mit trockenem Mund durch die Wüstenlandschaft wandere. Die Luft flimmert und das Atmen fällt schwer. Doch die Rettung naht: Eine üppige grüne Oase lockt mich mit ihren saftigen Früchten und einem sprudelnden Wasserfall.

Von Marisa Roczen

Eine waschechte Fata Morgana wie sie im Buche steht. Eine Erscheinung, die ich mir in einem Moment der völligen Erschöpfung selbst „konstruiere“ und nicht der Realität entspricht. Doch was ist die Realität eigentlich? Was hier teilweise in meinem körperlichen Ausnahmezustand begründet liegt, soll nach „konstruktivistischer“ Sichtweise verallgemeinert werden: Alles, was der Mensch sieht, sei ein Konstrukt seines eigenen Geistes. Eine objektive Wirklichkeit gebe es nicht. In meinem Fall würde das bedeuten, dass auch der heiße Sand nur in meiner subjektiven Wahrnehmung existiert. Ich zweifle: Immerhin bin ich doch tatsächlich in der Wüste. Oder nicht?

Antirealismus vs. Realismus

Die Frage nach der Objektivität der Welt nimmt in der Philosophie seit jeher einen bedeutenden Stellenwert ein. Die extreme Sichtweise der Konstruktivisten, dass alles vom Menschen Wahrgenommene ein Konstrukt seines eigenen Denkens sei, hält der Philosoph Professor Dr. Marcus Willaschek (Frankfurt



Realität oder Einbildung? Eine Fata Morgana in der Wüste.

am Main) allerdings für einseitig und verfehlt. „Wir können zwar nicht beweisen, dass es eine unabhängige Realität gibt“, betont Willaschek in seinem Vortrag „Die Unabhängigkeit der Welt. Eine Verteidigung des Common Sense“ im Rahmen der Ringvorlesung Philosophie kontrovers am 24. April an der Universität zu Köln. „Doch die Gründe, die für eine denk- und sprachunabhängige Wirklichkeit sprechen, sind durchaus plausibel.“

Was behaupten die Antirealisten?

Der realismuskritische Gedankengang behauptet z.B., dass uns die

Welt nur durch Repräsentationen (Begriffe, Zeichen, Bilder) zugänglich ist und diese nicht notwendigerweise zeigen, wie die Welt „an sich“ ist. So könne es sich bei der uns begreifbaren Welt nicht um die unabhängige Realität, sondern nur um unser eigenes mentales Konstrukt handeln. „Doch diese Annahme beruht auf einer Kette von Missverständnissen, Übergeneralisierungen und voreiligen Schlussfolgerungen“, sagt Willaschek.

Der zentrale Kritikpunkt am „Repräsentationalismus“ liege vor allem in der Verwechslung von kausalem und intentionalem Zugang des Menschen zur Welt, meint Wil-

laschek. So könne man z.B. sagen, dass bei einer Live-Übertragung im Fernsehen zwar ein Ereignis repräsentiert wird, wobei das Fernsehgerät eine kausal vermittelnde Rolle spielt. Wir beziehen uns als wahrnehmende Personen trotzdem direkt auf das gezeigte Ereignis, und normalerweise nicht auf den Fernsehschirm. Trotz der kausalen Vermittlung ist der intentionale Bezug direkt. Ähnlich ist es mit der normalen (sonstigen) Wahrnehmung. „Warum sollte man eigentlich überhaupt annehmen, dass unser Wahrnehmen und Denken durch Repräsentationen vermittelt wird?“ meint auch Dr. Jan Opsomer, Profes-

sor am Philosophischen Seminar der Universität zu Köln. „Denn wenn ich einen Stuhl sehe, dann denke ich auch an ihn – und nicht an sein Abbild.“

Die Welt kann demnach sowohl direkt zugänglich und (intentional) unabhängig als auch (kausal) abhängig von Repräsentationen sein. „Dies bedeutet aber auch, dass wir uns nie sicher sein können, wie vollständig und korrekt wir die Welt tatsächlich wahrnehmen“, weiß Willaschek. „Trotzdem sind wir in der Lage, zumindest Teile und Aspekte der Wirklichkeit durchaus korrekt zu erkennen.“

Der realismuskritische Gedanke entstand erstmals in der Neuzeit und fand in Denkern wie Nietzsche, Goodman, Levi-Strauss und Saussure prominente Vertreter. Doch warum genießt die Annahme, dass das die gesamte Wirklichkeit sprach- und denkabhängig ist, eine so weit verbreitete Popularität? Willaschek nennt zwei Gründe: „Neben scheinbar gewichtigen Argumenten für den Antirealismus ist vor allem eines bedeutend: Je paradoxer und verblüffender ein philosophischer Standpunkt ist, desto interessanter die Person, die ihn vertritt.“

So wirkt der Glaube an den Realismus neben der Behauptung „Die Wirklichkeit ist nur ein Konstrukt unseres Geistes“ zwar weniger spektakulär. Doch findet sie im Mainstream der antirealistischen Tendenzen doch wieder zu einer interessanten Sonderstellung.

■ Marisa Roczen ist freie Journalistin in Köln.

Mehr Flexibilität durch PANDA

Projekt zur vereinfachten Personalkostenabrechnung

Mit der Einführung von PANDA (Personalkosten-Abrechnung nach Durchschnitts-Ausgabesätzen) setzt die Universität zu Köln ein wichtiges Signal in Richtung Reform des Personal- und Finanzmanagements. Hintergrund: Seit dem 1. Januar 2007 werden vom Land nicht mehr eine Anzahl von Stellen, sondern ein Personalkostenzuschuss, also Geld, zugewiesen. Der so genannte Stellenplan existiert in seiner alten Form nicht mehr.

Von Marcel Bünthen

Dieses Prinzip – Geld statt Stellenplan – gilt seit Anfang Januar 2008 für alle Organisationseinheiten der Universität zu Köln. Die „Ansprüche“ aus dem ursprünglichen Stellenplan werden Stelle für Stelle nach PANDA Durchschnitts-Ausgabesätzen bewertet und den Fakultäten und Zentralen Einrich-

tungen sowie der Verwaltung als Budget zur freien Verwendung übertragen. Damit wird den einzelnen Einheiten bei der Finanzierung maximale Freiheit gegeben; Personalstellen können so im Rahmen der verfügbaren Mittel neu und bedarfsgerecht geschaffen werden.

Am Anfang war die Idee

Zu Beginn eines Projektes stehen oftmals ganz einfache Vorstellungen im Vordergrund. So auch bei PANDA: „Wir wollten die vorhandenen Arbeitsabläufe in der Personalkostenkalkulation und -abrechnung, mit denen wir betraut sind, vereinfachen und effektiver gestalten“, beschreibt Hartmut Gerlach, Personalwirtschaftler der Universität, die Ausgangsidee. „Unser Wunsch war es dabei, uns noch bes-

ser mit den beteiligten Mitarbeitern und Fachabteilungen aus der Universitätsverwaltung abzustimmen, und damit mehr Zeit für neu anstehende Aufgaben zu gewinnen, die sich aus der Hochschulfreiheit im Bereich des Personalkostenmanagements ergeben werden“. Dass diese persönlichen Ziele der Mitarbeiter dabei in Übereinstimmung mit dem Ziel der Universität standen, die neuen Freiheitsgrade beim Einsatz von Personal, Sachmitteln und Räumen an die Fakultäten und Zentralen Einrichtungen in Teilen weiterzugeben, hat nach Meinung der Projektgruppe wesentlich zum Erfolg von PANDA beigetragen.

Was ist PANDA?

Kern des Projektes PANDA ist die funktionale Erweiterung des inter-

nen Personalverwaltungssystems. Im Ergebnis werden alle abrechnungsfähigen Beschäftigungsverhältnisse mit ihren Finanzierungsvarianten und Funktionsmerkmalen in einer Stellengesamtübersicht abgebildet. Es gibt also nur noch eine Übersicht über sämtliche Beschäftigungsverhältnisse an der Universität und nicht mehr verschiedene Datenquellen. PANDA liefert den Fakultäten und ihren nachgelagerten Bereichen sowie allen Zentralen Einrichtung damit eine neue, umfassende Informationsquelle über die Personalkosten, die im Wirtschaftsjahr 2007 mit ca. 170 Millionen Euro mehr als die Hälfte des Gesamthaushaltes der Universität ausmachten. Ergänzend dazu wird der verwaltungsinterne Abrechnungsprozess der Personalkosten in fast allen Finanzierungsbereichen standardisiert. Im Konteninformationssystem erhalten die Finanzverantwortlichen Informationen sowohl über ihre bereits gebundenen als auch über noch verfügbare Finanzmittel.

Die PANDA Kalkulationssätze für die einzelnen Beschäftigungsverhältnisse garantieren Planungssicherheit, da sie einfach anzuwenden und für jeweils ein Jahr verbindlich sind. Auch langfristige Planungsrechnungen für Folgejahre sind auf dieser Basis möglich. Finanzielle Nachbelastungen für die Fakultäten und Zentralen Einrichtungen entfallen durch die Normierung.

In diesem Jahr wird die Personalwirtschaft gemeinsam mit dem Finanzverantwortlichen in den Fakultäten und Zentralen Einrichtungen steuerungsrelevante Informationen in ein Berichtswesen integrieren, um damit zielgerichtet strukturelle Personalentscheidungen in Forschung, Lehre und Verwaltung zu unterstützen.

■ Marcel Bünthen ist Sachgebietsleiter Kosten und Leistungsrechnung der Abteilung 64 Vermögensmanagement und Finanzcontrolling.

Neue Einrichtungen für Existenzgründer

KoKon – Raum, Zeit und kompetente Beratung

Nur wenige Monate dauerte es, bis der Antrag zur finanziellen Förderung durch EXIST III beim Bundesministerium für Wirtschaft und Technologie (BMWi) bewilligt wurde und sich das Kölner Kompetenznetz für technologieorientierte und wissensbasierte Gründungen aus Hochschulen (KoKon) entfalten konnte. Seit Oktober 2007 wird das Projekt in die Wirklichkeit umgesetzt. Doch was ist das, KoKon? Hinter den fünf Buchstaben steckt das seit 1998 bestehende hochschulgründernetz cologne (hgnc) und das aus dem Antrag heraus gegründete „Center for Scientific Entrepreneurship and Transfer“ (CENSET).

Von Silke Keul

Im Jahr 2008 begeht das hochschulgründernetz cologne seinen zehnten Geburtstag und kann als Bestätigung der bisher geleisteten guten Arbeit die Expansion im Großprojekt KoKon feiern. Eine für Organisation und Beratung wichtige Veränderung, die durch das Förderprogramm EXIST III möglich wurde, stellt das neu eröffnete Gründerbüro der Kölner Hochschulen dar. Am 02. März packte das seit Oktober miteinander arbeitende Team Schreibtische und Büromaterial zusammen und zog aus den provisorischen Räumen im Verwaltungstrakt der Universität zu Köln in die Universitätsstraße 45 um. Kay G. Balster, seit Anfang Januar Leiter des Gründerbüros, zeigte sich über diese strukturelle Maßnahme sichtlich erfreut: „Durch die neuen Räumlichkeiten in bester Lage sind wir deutlich einfacher erreichbar und können in einem weitaus besseren Umfeld Beratungen durchführen sowie Informationen vermitteln.“

Gute Idee – keine Sicherheiten?

Das Gründerbüro der Kölner Hochschulen ist zentraler Anlaufpunkt für interessierte Hochschulangehörige, die Fragen rund um das Gründen eines eigenen Unternehmens und zum Thema Selbstständigkeit haben. Hier werden nicht nur Fort- und Weiterbildungen geplant, die in das Thema „Selbstständigkeit“ einführen, sondern auch individuell beraten. Gerade am Anfang haben angehende Jungunternehmer/innen Probleme, die sich ohne persönliche fachmännische Beratung nur mühsam überwinden lassen. Wie kann man sein im Studium angesammeltes, spezifisches Fachwissen marktwirtschaftlich nutzen? Und wie soll man den hohen Kapitalbedarf für die Neugründung aufbringen? Mangelnde finanzielle Sicherheiten und das noch fehlende Vertriebsnetz stehen am Anfang einer jeden Existenzgründung. Wer sich an diesem Punkt seiner Planung überfordert fühlt, kann sich vertrauensvoll an das Gründerbüro der Kölner Hochschulen wenden.

Erfahrung und Partner für einen gelungenen Start

Mit seiner langjährigen Erfahrung im Existenzgründerbereich zeigt Diplom-Kaufmann Balster jedem ernsthaft an einer Gründung interessierten Hochschulangehörigen eine individuelle Lösung seiner Startprobleme auf. Er informiert über Förderprogramme, Markt- und Wettbewerbsanalysen und kann darüber hinaus Kontakte zu Geldgebern und

den kooperierenden Gründungs- und Technologiezentren der Region herstellen. Diese Kontakte zu Gründungsexperten sind Vorzüge, die das hochschulgründernetz cologne in seiner langjährigen Partnerschaft mit der Kreissparkasse Köln, Sparkasse Köln Bonn, der Stadt Köln sowie mit den Gründerzentren RTZ, Start Hürth, Start Media Hürth und RBTZ Bergisch Gladbach pflegt und gerne weitergibt.

Mehr Inhalt, Raum und Zeit

Ab sofort stehen den durch das hgnc fortgebildeten und beratenen Junggründern Business-Inkubatoren in den Partner-, Technologie- und Gründerzentren zur Verfügung. Ob Büro- oder Laborraum – für die ersten Monate im neuen Unternehmen stehen Räumlichkeiten bereit, um das eigene Unternehmenshandlung zu testen. Die Teilnehmer bekommen eine eigene Geschäftsanschrift und können von dort aus, nach Wahl gecoocht von den Profis, agieren.

Des Weiteren plant das Gründerbüro gerade neue Seminarformate und freut sich auf rege Beteiligung an den bewährten sowie den innovativen Angeboten.

Neues Kompetenzzentrum: Die Censet gemeinnützige GmbH

Aus der Notwendigkeit heraus, nachhaltige organisatorische Strukturen sowie infrastrukturelle Hilfen zur Vorbereitung, Realisierung und Begleitung konkreter Gründungsvorhaben zu etablieren, wurde das CENSET gegründet. Seit Oktober 2007 leiten Dr. Richard C. Geibel und Christian Schmitt diese gemeinnützige GmbH als zentrale Koordinationsinstanz zwischen den Hochschulen, den regionalen außeruniversitären Forschungseinrichtungen der Helmholtz-Gemeinschaft und der Fraunhofer-Gesellschaft sowie Unternehmen, Vereinen und Verbänden der Region. Ihre Aufgabe ist es, Wissenschaftler und Professoren der Regionen verstärkt zu wissens- und technologiebasierten (Aus-)Gründungen zu motivieren. Im Mittelpunkt steht hier speziell das Bild des Scientific Entrepreneur – eines unternehmerisch agierenden Wissenschaftlers. Mit Hilfe von CENSET soll darüber hinaus eine stärkere Kooperation zwischen Wissenschaft und Wirtschaft etabliert werden. Das neue Kompetenzzentrum zur Förderung von Existenzgründungen aus regionalen Hochschulen entstand mit Beginn des EXIST III-Projektes durch die Unterstützung des „BIFOA - Verein zur Förderung der Betriebswirtschaftslehre an der Universität zu Köln e.V.“

1. Kölner Scientific Entrepreneurship Kongress

Als erstes Projekt von CENSET wurde gemeinsam mit der IHK zu Köln und Innovationsminister Professor Dr. Andreas Pinkwart der 1. Kölner Scientific Entrepreneurship Kongress im November 2007 an der Universität zu Köln durchgeführt. Dieser wurde von mehr als 200 Teilnehmer/innen aus Politik, Wissenschaft und Wirtschaft besucht. Im Rahmen des Kongresses wurde der 15. EXIST-Workshop angeboten, welcher sich thematisch explizit der Existenzgründung aus Hochschulen widmete. In diesem Rahmen wurde auch KoKon gemeinsam von CENSET und dem hgnc vorgestellt.

Campus Entrepreneurship und Innovationsmanagement (CEIM)

Als weitere grundlegende Unterstützungsmaßnahme von CENSET befindet sich derzeit der Campus Entrepreneurship und Innovationsmanagement (CEIM) in Vorbereitung. Im CEIM erhalten Mitarbeiter regionaler Hochschulen und Unternehmen in einem interdisziplinären Umfeld von Experten aus der Wirtschaft und erfolgreichen Scientific Entrepreneuren einen Einblick in erlebte und persönlich referierte Best-Practices zu relevanten Fragen wie Unternehmensführung, Unternehmensnachfolge, Innovations- und Technologiemanagement oder auch Personalführung und Risikobewertung. Im Rahmen einer projektorientierten Weiterbildung arbeiten Doktoranden und Mitarbeiter regionaler Unternehmen darüber hinaus gemeinsamen an einem Gründungs- oder Transferprojekt und absolvieren parallel ein mehrsemestriges Qualifizierungsstudium.

Beide Veranstaltungsformen werden so konzipiert, dass sie ideal als Kontaktplattform zwischen Wissenschaftlern und regionalen Unternehmen dienen.

Das gemeinsame Ziel von KoKon

Aus dem Projekt KoKon sollen viele erfolgreiche und für die Zukunft motivierte Junggründer/innen hervorgebracht werden. Seien es die Studierenden und Mitarbeiter/innen oder Professoren/innen und Wissenschaftler/innen. Wer noch das passende Know-how oder den Platz zum Gründen sucht, ist gerne dazu eingeladen sich bei KoKon Rat einzuholen.

■ Silke Keul ist Mitarbeiterin der Presse- und Öffentlichkeitsarbeit im hochschulgründernetz cologne.



Prof. Dr. Gabriele Pfitzer, Dr. Ileana Hanganu-Opatz (rechts)

Preis der Deutschen Physiologischen Gesellschaft in Köln verliehen

Auf der 87. Jahrestagung der Deutschen Physiologischen Gesellschaft vom 2. bis zum 5. März 2008 an der Universität zu Köln wurde der international renommierte Du Bois-Reymond Preis verliehen. Die Gesellschaft vergibt den Preis jährlich an einen Nachwuchswissenschaftler; der Preis ist mit 2.500 Euro dotiert. Von Christoph Wanko

Dieses Jahr erhielt den Preis Dr. rer. nat. Ileana Hanganu-Opatz von der Johannes Gutenberg-Universität Mainz. Sie untersucht Fragestellungen zur Entwicklung, Plastizität und Pathophysiologie der Großhirnrinde. Die Vorsitzende der DPG Professorin Dr. Gabriele Pfitzer von der Universität zu Köln freute sich mit der Preisträgerin: „Wir freuen uns für Frau Hanganu-Opatz. Mit diesem Preis ehren wir Ihre innovativen Arbeiten zur Entwicklung neuronaler Netzwerke der Großhirnrinde, von denen wir uns ein besseres Verständnis für neuronale Erkrankungen wie z.B. Autismus erhoffen.“

Zusätzlich wurde im Rahmen der Jahrestagung ein Young Investigators Award für die beste Präsentation beim Mini-Symposium „News and Notable from Young Physiologists“ ausgelobt. Wissenschaftler, die jünger als 35 Jahre waren, konnten sich für die Teilnahme bewerben. Von hundert eingegangenen Bewerbungen wählte das Programmkomitee der DPG acht Bewerber aus, die ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse auf dem Symposium präsentieren durften. Den mit 500 Euro dotierten Preis teilten sich Matthias Gralle von der Universität Göttingen und Christoph Schmidt-Hieber von der Universität Freiburg.

■ Christoph Wanko ist freier Wissenschaftsjournalist in Köln.



Einweihung des Gründerbüros: Vorsitzender des controlling boards Carsten Krause (links) und Prof. Dr. Holger Burckhart, Prorektor der Universität zu Köln



Personalia

Auszeichnungen und Ehrenämter

Professorin Dr. Christa Berg, emeritiertes Vorstandsmitglied des Seminars für Pädagogik, Abteilung für Allgemeine Pädagogik, ist mit dem Ernst-Christian-Trapp-Preis der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften ausgezeichnet worden.



Prorektor Professor Dr. Holger Burckhart ist zum Vorstandsvorsitzenden der Agentur für Qualitätssicherung durch Akkreditierung von Studiengängen AQAS und zum Vorsitzenden und Sprecher der Landesprorektorenkonferenz Studium und Lehre in NRW gewählt worden.



Rektor Professor Dr. Axel Freimuth übernimmt ab dem 1. September für zwei Jahre den Vorsitz der Landesrektorenkonferenz der Universitäten in Nordrhein-Westfalen. Der Physiker wurde einstimmig zum Nachfolger von

Professor Dr. Volker Ronge, Rektor der Universität Wuppertal, gewählt. Zu Freimuths Stellvertreter wählten die Rektoren in Wuppertal den Präsidenten der Universität Paderborn, Professor Dr. Nikolaus Risch. Zur Sprechergruppe der LRK NRW gehören künftig neben Freimuth und Risch die Rektorin der Universität Münster, Professorin Dr. Ursula Nelles, und der Rektor der Universität Bochum, Professor Dr. Elmar Weiler.



Dr. Jens Peter Klußmann, Geschäftsführender Oberarzt an der Klinik und Poliklinik für Hals-Nasen- und Ohrenheilkunde, ist im Rahmen der Jahrestagung der deutschen Gesellschaft für HNO-Heilkunde, Kopf-Hals-Chirurgie der „Anton-von-Trölsch-Preis“ für seine Arbeiten zu „Humanen Papillomaviren und Oropharynxkarzinome“ verliehen worden. Der Preis wird alljährlich für eine herausragende wissenschaftliche Leistung aus dem Bereich der Hals-Nasen-Ohren-Heilkunde zuerkannt.

Professor Dr. Heinz-Peter Mansel, Vorstand des Instituts für internationales und ausländisches Privatrecht, wurde zum ordentlichen Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und zum membre associé der Académie internationale de droit comparé gewählt. Die Académie wurde im Jahr 1924 in Den Haag gegründet und hat 333 Mitglieder aus 44 Nationen. Sie ist der Rechtsvergleichung in allen Gebieten des Rechts gewidmet.



Dr. Christiane Woopen, Privatdozentin an der Medizinischen Fakultät, ist zur Vizevorsitzenden des Deutschen Ethikrates gewählt worden. Zum Vorsitzenden wurde der ehemalige Bundesjustizminister Professor Dr. Edzard Schmidt-Jorzig gewählt. Ebenfalls zum Vizevorsitzenden wurde der katholische Moraltheologe Professor Dr. Eberhard Schockenhoff aus Freiburg gewählt.

Collegium Musicum



Am 1. April trat Michael Ostrzyga den Posten des Universitätsmusikdirektors in Köln an. Damit übernimmt er als Nachfolger von Professor Dr. Dieter Gutknecht die Leitung des Collegium musicum der Universität zu Köln.

Der neue Musikdirektor will die Bandbreite der Musikgruppen stark erweitern. Bereits in diesem Sommersemester soll ein Jazzchor aufgebaut werden, im Laufe der Jahre soll ein weiteres neues Orchester hinzukommen. Auswahl-Ensembles sollen künftig auch bei Wettbewerben brillieren, so plant Ostrzyga eine Teilnahme am Deutschen Chorwettbewerb. Geplant ist außerdem eine enge Zusammenarbeit mit anderen Kulturträgern und -einrichtungen der Stadt, das Collegium Musicum möchte stärker als Größe im städtischen Kulturleben wahrgenommen werden.

Der 32-jährige, im Ruhrgebiet geborene Dirigent, Komponist und Pianist Michael Ostrzyga studierte unter anderem bei Peter Degenhardt (Klavier), Friedrich Jaecker (Tonsatz) und Marcus Creed (Dirigieren) an der Hochschule für Musik Köln. Als Dirigent, Klaviersolist, Liedbegleiter und Kammermusiker konzertierte er im Inland wie im europäischen Ausland. Sein Repertoire reicht von der Musik des Mittelalters bis hin zu neuester Musik. Seit 2005 ist Michael Ostrzyga Lehrbeauftragter für Tonsatz der Hochschule für Musik Köln, seit 2008 Lehrbeauftragter für Ensembleleitung/Chorleitung der Universität Siegen. Seit 2007 leitet er den Oratorienchor Brühl. Zu seinem kompositorischen Œuvre zählen Werke für Soloinstrumente, Kammermusik und vor allem Chormusik. Seine Werke werden unter anderem vom Rheinischen Klavierduo, vom Europäischen Kammerchor und vom schwedischen Chor Allmänna Sängerna (European Grand Prix Gewinner in Varna, Bulgarien 2005) aufgeführt. Von 2001 bis jetzt war er außerdem Dirigent und Korrepetitor beim Collegium musicum der Universität Bonn, wo er unter anderem das Requiem von G. Fauré und das Oratorium Paulus von Felix Mendelssohn-Bartholdy zur Aufführung brachte.

Professor Kämper zu Gast in Taiwan



Professor Dr. Dietrich Kämper hielt vom 24. bis zum 29. März eine Reihe von Gastvorträgen und

-seminaren an der National Kaohsiung Normal University (Taiwan) über Themen der europäischen

Musikgeschichte des 18. bis 20. Jahrhunderts. Begleitet wurde dieser „Workshop“ von zwei Konzerten sowie zwei Kolloquien mit Kollegen und Studierenden über aktuelle Probleme der Musikwissenschaft. Die Einladung zu dem Veranstaltungszyklus war durch zwei taiwanische Absolventen der Universität zu Köln ausgesprochen worden: die Musikwissenschaftler Dr. Hsi-Ju Chen und Dr. Huei-Ming Wang. Anschließend fand am 30. März in Taipeh ein Informationstreffen mit weiteren taiwanischen Absolventen der Kölner Universität statt.

Päpstliche Akademie



Professorin Dr. Angelika Nußberger, Vorstand des Instituts für Ostrecht, ist in die Päpstliche Akademie für Sozialwissenschaften aufgenommen worden. Am 3. Mai 2008 überreichte ihr Papst Benedikt XVI im Vatikan die Amtskette.

Impressum

Herausgeber:
Der Rektor der Universität zu Köln

Redaktion:
Presse und Kommunikation
Dr. Patrick Honecker (Leitung)
Merle Hettesheimer (CvD)
Anneliese Odenthal
Fabian Klaetke

Anschrift:
Albertus-Magnus-Platz
50923 Köln
Telefon 0221 470-2202
Telefax 0221 470-5190
E-Mail pressestelle@uni-koeln.de

Auflage: 14.500 Exemplare

Gestaltungskonzept:
Dipl. Des. Rona Duwe
zefo | Zentrum für Forschungs-
kommunikation | www.zefo.de

Gestaltung dieser Ausgabe:
Ulrike Kersting, Universität zu Köln

Anzeigenverwaltung/Druck
Alpha Informationsgesellschaft mbH
Finkenstr. 10 68623 Lamertheim
Telefon 06206 939-0
Telefax 06206 939-232
E-Mail: info@alphapublic.de
www.alphapublic.de
Verkaufsleitung: Peter Asel



Personalia

Aus den Fakultäten

Rechtswissenschaftliche Fakultät

Professor Dr. Ulrich Hübner, Vorstand des Instituts für Versicherungsrecht, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.

Professor Dr. Arnulf Schmitt-Kammler, Vorstand des Instituts für Deutsches und Europäisches Wissenschaftsrecht, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.



Dr. Marc-Philippe Weller, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Instituts für internationales und ausländisches Privatrecht, ist die *venia legendi* für die Fächer Bürgerliches Recht, Internationales Privatrecht, Handels- und Gesellschaftsrecht, Europäisches Wirtschaftsrecht und Rechtsvergleichung verliehen worden.

Philosophische Fakultät

Professor Dr. Lutz Bieg, Vorstandsmitglied des Ostasiatischen Seminars, Moderne China-Studien, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.

Professor Dr. Klaus Erich Kähler, Vorstandsmitglied des Philosophischen Seminars, tritt mit Ablauf des Monats Juli in den Ruhestand.



Professorin Dr. Bettina Hurrelmann, Vorstandsmitglied des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur II und

Leiterin der Arbeitsstelle für Leseforschung und Kinder- und Jugendmedien, tritt mit Ablauf des Monats Juli in den Ruhestand.

Professor Dr. Georg Jenal, Vorstandsmitglied des Historischen Seminars, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.



Professor Dr. Bernd Manuwald, Vorstandsmitglied des Instituts für Altertumskunde, Klassische Philologie, ist mit

Ablauf des Monats März in den Ruhestand getreten.

Professor Dr. Volker Neuhaus, Vorstandsmitglied des Instituts für Deutsche Sprache und Literatur, tritt mit Ablauf des Monats September in den Ruhestand.

Professor Dr. Hans-Jürgen Sasse, Vorstandsmitglied des Instituts für Linguistik, Abteilung Allgemeine Sprachwissenschaft, tritt mit Ablauf des Monats Juli in den Ruhestand.

Professor Dr. Bodo Zelinsky, Vorstandsmitglied des Slavischen Instituts, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.

Mathematisch-Naturwissenschaftliche Fakultät

Professor Dr. Stefan Berking, Vorstandsmitglied des Zoologischen Instituts, ist mit Ablauf des Monats März in den Ruhestand getreten.

Professor Dr. Dietrich Stauffer, Vorstandsmitglied des Instituts für Theoretische Physik, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.

Professor Dr. Arnt Volkenborn, Vorstandsmitglied des Seminars für Mathematik und ihre Didaktik, ist mit Ablauf des Monats Februar in den Ruhestand getreten.

Humanwissenschaftliche Fakultät



Dr. Andreas Eckert, Vertretungsprofessor an der Humanwissenschaftlichen Fakultät, Lehrstuhl für Allgemeine Heilpädagogik, ist die Lehrbefugnis für das Lehrgebiet „Allgemeine Heil- und Sonderpädagogik“ verliehen worden.

Humboldt-Stipendiaten

Drei Humboldt-Stipendiaten im Institut für Afrikanistik



Dr. Gracien Atindogbe von der Universität Buea in Kamerun erarbeitet während seines Aufenthalts in Köln zwischen Dezember 2007 und November 2008 eine ausführliche Grammatik einer bedrohten Sprache Kameruns, dem Barombi. Die Grammatik hat eine deskriptive Ausrichtung und ist streng datenorientiert mit der Absicht sowohl für die Barombi-Sprecher als auch für alle sonstigen interessierten Leser (Laien, Studierende der Sprachwissenschaften) eine leicht verständliche und lesbare Beschreibung zu erstellen.



Im Forschungsprojekt von **Dr. Dr. Balimbanga Malibabo** vom Institut Supérieur de Pédagogie, Kinshasa, Kongo, der zwischen März 2007 und August 2008 als Humboldt-Stipendiat im Institut für Afrikanistik tätig ist, soll die Frage geklärt werden, ob die gegenwärtige religiöse

Renaissance in Afrika Impulse für die Entwicklung im afrikanischen Kontext geben kann. Die Untersuchung zielt darauf, gerade vor dem Hintergrund der derzeitigen Fundamentalisierung christlicher Religionen in Afrika einerseits auf bereits vorhandene und gelebte Entwürfe einer christlichen Moderne in Afrika aufmerksam zu machen und andererseits diese kritisch auf ihr Entwicklungspotential hin zu untersuchen.



Dr. Abdulrahim Mugaddam von der Universität Khartoum, Sudan arbeitet während seines Forschungsaufenthalts in Köln zwischen September 2007 und August 2008 an einer Monographie über Sprache und soziale Identität im Sudan. Er beteiligt sich außerdem als Soziolinguist an einem von der Volkswagen-Stiftung (Hannover) geförderten Sprachdokumentationsprojekt über eine bedrohte Sprache im Sudan, das Tima, welches ebenfalls am Institut für Afrikanistik angesiedelt ist.

Zu Gast in Köln: Charles De Wolf



Prof. Dr. Charles De Wolf von der Keio University, Tokio-Yokohama/Japan, Partneruniversität der Universität zu Köln

Jeder, der schon einmal sowohl die englische Original-Version als auch die deutsche Synchronfassung eines Fernseh- oder Kinofilms gesehen hat, weiß um die Schwierigkeiten mit den unterschiedlichen Anredeformen in diesen beiden Sprachen: Anstelle des unterschied-

losen englischen „you“ steht im Deutschen mal das förmliche „Sie“, mal das vertraute „Du“ – und nicht immer teilen wir Zuschauer die Entscheidung des Übersetzers.

Noch komplizierter ist diese Frage bei Übertragungen aus dem Japanischen, wo es eine Vielzahl un-

terschiedlicher Anredeformen gibt. Hier kommen in der Anrede oft nicht nur der Grad der Vertrautheit, sondern z.B. auch Geschlecht, Alter, Beruf und Standesunterschiede zum Ausdruck. „Du“ und „Sie“ reichen da bei der Übersetzung kaum aus. Wie man solche Nuancen den-

noch auch bei der Übertragung in eine Sprache retten kann, der gewissermaßen die Worte fehlen, ist eine der Fragen, mit denen sich die Soziolinguistik beschäftigt.

Mit Professor Dr. Charles De Wolf ist von Mai 2008 bis Februar 2009 ein Japanologe der renommierten Keio University, Tokyo, in Köln zu Gast, der sich in besonderer Weise um soziolinguistische Fragen und interkulturelle Übersetzungsprobleme aus dem Japanischen verdient gemacht hat. De Wolf bringt dazu außergewöhnliche Voraussetzungen mit: Der Amerikaner hat in den 1960er und 1970er Jahren an den Universitäten in Berkeley (USA/Kalifornien), Bordeaux (Frankreich), Waseda (Tokio/Japan) und Manoa (Hawaii/USA) vergleichende Literaturwissenschaft und Linguistik studiert und gelehrt und seine wissenschaftliche Karriere seit 1978 in Japan fortgesetzt. Nach einigen Jahren als Lektor und Gastprofessor an der Chiba University, übernahm De Wolf 1995 eine Professur an der führenden privaten Universität in Japan, der Keio University in Tokio und Yokohama. Darüber hinaus ist er als gesuchter Übersetzer aus dem Japanischen tätig und hat zahlreiche literarische Werke ins

Amerikanische übertragen. Da De Wolf nicht nur Japanisch perfekt beherrscht, sondern auch Deutsch, Französisch und Koreanisch fließend spricht und gute Kenntnisse in einem halben Dutzend weiterer Sprachen mitbringt, ist er für vergleichende soziolinguistische und kultursoziologische Studien geradezu prädestiniert.

De Wolf genießt die Gastfreundschaft von Professorin Franziska Ehmcke vom Ostasiatischen Seminar, Abt. Japanologie. Seinen Aufenthalt verdanken wir der seit 1982 bestehenden Universitätspartnerschaft zwischen der Keio University und der Universität zu Köln, die einen regelmäßigen Austausch von Wissenschaftlern vorsieht. Kölner Wissenschaftler, die über Kontakte zur Keio University verfügen oder solche knüpfen wollen, sind übrigens herzlich eingeladen, sich an das Akademische Auslandsamt oder an den Senatsbeauftragten für die Keio-Partnerschaft, Prof. Dr. Gudlaugur Thorbergsson, zu wenden, denn für Forschungsaufenthalte an der Keio University stehen noch Mittel zu Verfügung.

■ Johannes Müller, Akademisches Auslandsamt